



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2008

---

## **Interpersonale Diskursrealisationen: Überlegungen zu ihrer Integration in die diskurssemantische Forschung**

Roth, Kersten Sven

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110209372.4.323>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-17068>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Roth, Kersten Sven (2008). Interpersonale Diskursrealisationen: Überlegungen zu ihrer Integration in die diskurssemantische Forschung. In: Warnke, Ingo H; Spitzmüller, Jürgen. Methoden der Diskurslinguistik: sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin / New York: de Gruyter, 323-358.

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110209372.4.323>

## **Interpersonale Diskursrealisationen – Überlegungen zu ihrer Integration in die diskurssemantische Forschung**

In German linguistics, the favourite objects of research in discourse semantics have so far been the realisations of discourse in mass media. In contrast, this article pleads for the integration of interpersonal realisations of discourse into discourse-semantic research. For this purpose, I will try to identify the features of interpersonal realisations of discourse more precisely and to define their specific value for discourse semantics. For an expansion of the discourse-semantic methodology, it will finally be shown how the text-linguistic focus in German linguistics and the ‘text&talk’ perspective of the ‘Critical Discourse Analysis’ (CDA) can be connected.

### **1. Der Diskurs jenseits der „Bühne“: Interpersonale Diskursrealisationen**

Diskurssemantik – die linguistische Diskursanalyse ‚nach Foucault‘ – ist, gerade innerhalb der Germanistik, bislang weitgehend eine Analyse massenmedialer Diskurse geblieben. Dies gilt vor allen Dingen für die synchron oder an der neueren Diskursgeschichte ausgerichteten Untersuchungen: Presstexte, politische Dokumente, literarische Texte und ähnliches waren und sind ihre bevorzugten Objekte.

Es erscheint in diesem Zusammenhang lohnend, sich noch einmal zu vergegenwärtigen, dass die Einführung des Foucault’schen Diskurs-Begriffs in die germanistische Sprachwissenschaft durch Dietrich Busse und andere (vgl. u.a. grundlegend Busse 1987; Busse/Hermanns/Teubert 1994) primär der Entwicklung einer neuen semantischen Perspektive diente. Deren Reiz bestand in dem Anspruch, das Konzept ‚Bedeutung‘ mit der Annahme kollektiver, in sozialen Konventionen formierter Wissensbestände zu verbinden:

Historische Diskurssemantik [...] entwirft das Szenario des kollektiven Wissens einer Diskursgemeinschaft in einer gegebenen Epoche hinsichtlich des zum Untersuchungsgegenstand erwählten thematischen Bereichs bzw. des Bedeutungsfeldes bzw. der Diskursformation. (Busse 1987:267)

Aus diesem Anliegen heraus ist es zunächst keineswegs naheliegend, einen solchen Zugang zum ‚kollektiven Wissen einer Diskursgemeinschaft‘ gerade in massenmedialen Dokumenten zu suchen. Ohne Frage: Den Massenmedien als Produzenten oder entscheidend Einfluss nehmenden Instanzen öffentlicher Diskurse kommt eine exponierte Rolle zu bei der Produktion alltäglichen Orientierungswissens. Es erscheint von daher zunächst durchaus berechtigt, ihnen eine vorrangige Rolle zuzuweisen, wie dies etwa in der typologischen Unterscheidung Wichters in eine „primäre“ und eine „sekundäre“ Kommunikationsebene zum Ausdruck kommt:

Der primären Kommunikation gehört die Bühne der Medien, die Macht der institutionellen Vorgabe, das Vorbild mit seiner Faszination. Die sekundäre Kommunikation ist der allgemeinen Wahrnehmung weitgehend entzogen durch Privatheit, Verdecktheit, schieren Umfang und bisweilen Provinzialität. Man könnte hier negativ von Echokommunikation sprechen, was aber übersieht, daß zuzeiten aus diesem Raum sehr wohl bedeutende Gegenentwürfe [...] hervorgehen [...]. (Wichter 1999:270).

Obwohl Wichter die ‚primäre‘ Ebene der Massenmedien also durchaus stark macht, gesteht er eben doch auch der ‚sekundären‘ Ebene ihre Bedeutung als origineller Diskursraum zu. Man könnte dabei sicher noch weiter gehen: Auch (und vielleicht: gerade) dort, wo sich auf der ‚sekundären‘ Kommunikationsebene keine Gegenentwürfe zu den Vorbildern der ‚primären‘ Ebene ergeben, wäre diese doch ein relevantes Untersuchungsfeld aus eigenem Recht für die Diskurssemantik auf der Suche nach Formationen kollektiven Wissens. Schließlich ist es in der gesellschaftlichen Konsequenz – man denke etwa an das Verfahren der politischen Wahl in demokratischen Gesellschaften – ja nicht primär entscheidend, was an ‚Diskurswissen‘ (vgl. Roth i.Dr.) bei den wenigen als Akteuren in Erscheinung tretenden Mitgliedern einer Diskursgemeinschaft generiert worden ist, sondern vor allen Dingen, was sich bei einer Mehrheit ihrer Mitglieder als Gewissheit herausbildet. Es ist ja gerade das Kennzeichen massenmedialer Ordnungen, dass eben die Mehrzahl ihrer Mitglieder sich nicht als Produzenten, wohl aber als Rezipienten an ihnen beteiligt – als Rezipienten, die jedoch durchaus aktiv mit den angebotenen Inhalten umgehen, wenn auch aufgrund des unidirektionalen Charakters der Massenmedien zwangsläufig auf einer anderen Ebene. Untersuchungen zur interpersonellen Begleitkommunikation von Fernsehzuschauern vermitteln eine Ahnung hiervon (vgl. u.a. Holly/Püschel/Bergmann 2001), wenngleich der Zusammenhang von massenmedialem und interpersonalem Bereich natürlich nicht zwangsläufig und immer ein in dieser Weise unmittelbarer ist.

Was also erfahren wir tatsächlich über das kollektive Wissen einer Epoche, wenn wir allein die primäre Ebene der massenmedialen Diskurse untersuchen? Was etwa darüber, wie die bundesdeutsche Diskursgemeinschaft über Ostdeutschland und Ostdeutsche denkt und spricht, solange wir allein jenen Ausschnitt des entsprechenden Diskurses rekonstruieren, den etwa die Führungen von PDS und CSU oder die taz und die FAZ realisieren?<sup>1</sup> Sicherlich nicht nichts, aber vermutlich doch zu wenig. Interessieren müsste uns mindestens eben so sehr, wie (und zunächst: ob überhaupt) man beim Smalltalk in der Frühstückspause, im Familiengespräch am Esstisch oder in der Straßenbahn über das Thema spricht. Dazu aber fehlen diskurssemantische Untersuchungen weitgehend.

Für diese nicht-massenmedialen Realisierungsformen thematisch einheitlicher Diskurse soll hier der Terminus ‚interpersonale Diskursrealisationen‘ vorgeschlagen werden. Im Folgenden wird der Versuch unternommen, den Bedeutungsgehalt dieses Terminus näher zu bestimmen und somit das Desiderat genauer zu fassen, das hier für die diskurssemantische Forschungspraxis besteht. Dabei sollte auch deutlich werden, warum die Einbeziehung solcher interpersonalen Diskursrealisationen nicht einfach additiven Charakter hat, sondern darauf zielt, eine strukturell eigenständige Ausprägung eines jeden Diskurses mit in den Fokus der Diskurssemantik zu bekommen, ohne dessen methodisch angemessene Erfassung die Beschreibung von diskursiv hergestellten kollektiven Wissenssystemen letztlich immer unvollständig bleiben muss. Die Mahnung Wichters, die Diskursrealisationen der ‚sekundären‘ Ebene nicht als reine ‚Echokommunikation‘ zu unterschätzen, soll auf diese Weise gestärkt werden. Wären die interpersonalen Diskursrealisationen nur ‚Spiegelbild‘ und ‚Widerhall‘ der massenmedialen, wäre ihre Vernachlässigung ja methodisch gerechtfertigt. Wenn aber, wie hier unterstellt, interpersonale Diskursrealisationen etwas strukturell anderes sind als massenmediale, dann *kann* eben ihre Erforschung nicht zu identischen Ergebnissen wie die der massenmedialen Diskursrealisationen führen.

Ein grundsätzliches Zugeständnis vorweg scheint angebracht: Selbstverständlich hat die weitgehende Konzentration auf massenmediale Daten in nicht unerheblichem Maße forschungspraktische Gründe. Die Produkte der Massenmedien sind – beinahe per Definition – in der einen oder anderen Weise dauerhaft gespeichert, oft in besonders systematischer Form, die einen Forschungszugriff mit ausgesprochen geringem Aufwand er-

---

1 Die Tatsache, dass die für diesen Beitrag gewählten Beispiele ausschließlich aus dem Kontext des Diskurses über Ostdeutschland/Ostdeutsche stammen, ist mit dem größeren Forschungszusammenhang zu erklären, in dessen Rahmen der Verfasser auch die hier verhandelten Überlegungen entwickelt hat. Sie ist methodisch nicht relevant.

laubt. Archive interpersonalen Diskursrealisationen aber existieren naturgemäß nicht in vergleichbarer Weise wie die Archive großer Zeitungen auf CD-Rom verfügbar sind. Schließlich ist zu bedenken: Der Diskursbegriff, um den es hier geht, beinhaltet zentral das Kriterium eines gemeinsamen Themas. Nötig wären also Sammlungen von interpersonalen Diskursrealisationen, in denen sich, möglichst nicht von außen initiiert, Menschen über ein bestimmtes Thema unterhalten, und dies so weit wie möglich in ihre ‚natürlichen‘ Lebensumstände eingebettet. Es liegt damit auf der Hand, dass diese Bedingung nie im gleichen quantitativen Umfang erfüllt sein wird, wie es gerade die germanistische Diskurssemantik im Falle massenmedial orientierter Analysen gewohnt ist, bei denen sie von den strikten methodischen Vorgaben der Korpuslinguistik fraglos profitiert. Häufig kommen als Datenbasis nur zu Forschungszwecken geführte Interviews in Frage, in denen sich, wie man hofft, die Eigenschaften ‚natürlicher‘ interpersonalen Diskursrealisationen zu einem bestimmten Thema elizieren lassen. Darauf, dass diese Hoffnung nicht ohne methodisches Risiko ist, hat unter anderem Thomas Luckmann deutlich hingewiesen und geraten,

[...] dass man nicht zu viel Vertrauen auf Interviews haben sollte. Interviews sind natürlich eine rekonstruktive Gattung und nicht eine primär datengenerierende Maschine. [...] Aber vor allem, dass man Daten aus dem informellen Bereich, sozusagen natürliche Daten, wie z.B. familiäre Kommunikation, stärker berücksichtigen sollte. [...] Es ist auch ein Datenproblem. (Abschlussstatement T.Luckmann in: Auer/Hausendorf 2000:325)

Das Zitat trifft unser Anliegen ebenso sehr, wie es die Einsicht teilt, dass das Datenproblem nicht generell aufzulösen sein wird. Umgekehrt jedoch gilt: Ein Korpusproblem, eine forschungspraktische Hürde also, darf nicht zum Grund dafür werden, eine wichtige Forschungsfrage nicht in Angriff zu nehmen oder sie gar überhaupt nicht erst zu formulieren.

## 2. Was sind interpersonale Diskursrealisationen?

Zwei prototypische Charakteristika sollen bei dem hier zu unternehmenden Versuch einer ersten systematischen Annäherung an die Struktur und an den methodischen Status interpersonalen Diskursrealisationen für die linguistische Diskurssemantik im Mittelpunkt stehen: Zum einen die Eigenschaft der ‚Nicht-Öffentlichkeit‘ (2.1), wobei ein Exkurs zur Kategorie des ‚Alltags‘ notwendig wird (2.1.1), zum anderen die dominante Eigenschaft der unmittelbaren interpersonalen Interaktion, die das ‚Gespräch‘

zum prototypischen Rahmen einer interpersonalen Diskursrealisation macht (2.2).

## 2.1 Nicht-Öffentlichkeit

Massenmediale Diskursrealisationen sind per definitionem öffentlich in dem Sinne, dass ihre Produzenten davon ausgehen müssen, dass der Rezipientenkreis ihrer Äußerungen prinzipiell unbegrenzt, in jedem Falle aber nicht von ihnen selbst kontrollierbar und überschaubar ist. Damit geht einher, dass bei ihrer Produktion stets von einer sozial und räumlich heterogenen Adressatenschaft der Äußerungen ausgegangen wird. Auf diese Bedingungen eines – in klassischer kommunikationswissenschaftlicher Terminologie gesprochen – ‚anonymen‘ und ‚dispersen‘ Publikums (vgl. Maletzke 1963) reagiert der entsprechende Diskurs mit verschiedenen Strategien, nicht zuletzt solchen semantischer Natur. Es gibt eine eigene Bezeichnung für diese Art der (für unsere Gegenwart charakteristischen und beherrschenden) Form der Öffentlichkeit: ‚Medienöffentlichkeit‘ (vgl. zur Geschichte: Schiewe 2004:103–162).

Lässt sich nun daraus im Gegenzug ableiten, dass die interpersonalen Diskursrealisationen, um die es hier geht, immer nicht-öffentlich sind? Versteht man ‚interpersonal‘ so, dass das Kriterium ist, dass keine vollständige Anonymität zwischen den Diskursakteuren besteht, so legen Zeitungsinterviews, Fernsehtalkshows, der Austausch ‚offener Briefe‘ in den Feuilletons und andere gängige Medienformate zunächst einmal anderes nahe. Schließlich interagieren hier die Kommunikatoren in gewissem Maße interpersonal, sie sprechen unmittelbar miteinander, wissen, wen sie ansprechen, können reagieren, befinden sich also auch nicht in der für Massenmedien charakteristischen unidirektionalen Kommunikationssituation. Freilich sind derartige Phänomene letztlich immer als ‚trialogisch‘ zu beschreiben, der Fernsehzuschauer, der Radiohörer oder der Zeitungsleser immer als passiver, aber letztlich maßgeblicher Teilnehmer an solchen Kommunikationsereignissen mitzudenken. Dennoch lässt sich ein gewisses interpersonales Element zumindest auf der vordergründigen Inszenierungsebene natürlich in solchen Fällen nicht leugnen. Dass solche ‚Sonderformate‘ massenmedialer Diskursrealisationen in unserem Zusammenhang mit dem Terminus ‚interpersonal‘ gleichwohl nicht angesprochen sind, ist damit begründet, dass diese ohne einen massenmedialen Rahmen grundsätzlich nicht entstehen und existieren *können*. Weder würden Leserbriefe in der bekannten Form verfasst, noch würde es zwischen Politikern zu inhaltlich und strukturell vergleichbaren Gesprächen kommen, wie sie in Talkshows geführt werden, wenn es nicht ihre massenmediale Publikation in Zeitungen beziehungsweise Fernsehsendungen gäbe. Der Termi-

nus ‚interpersonale Diskursrealisation‘ umfasst in diesem Sinne also nur solche Daten, die unter ausschließlich nicht-massenmedialen Rahmenbedingungen zu Stande gekommen sind.

‚Interpersonal‘ ist also in unserem Zusammenhang, ebenfalls in Anschluss an eine in den Kommunikationswissenschaften einschlägige Terminologie, tatsächlich definiert als ‚nicht-massenmedial‘ und damit auch als primär nicht-öffentlich.<sup>2</sup> Welcher Status kommt aber dann beispielsweise solchen Dokumenten zu, die eine Behörde an die Bürger verschickt? Hier erscheint die Entscheidung darüber, ob solche Fälle in den Bereich interpersonaler oder in den massenmedialer Diskursrealisationen einzuordnen sind, schon weitaus problematischer. Im klassischen Sinne ‚massenmedial‘ sind diese natürlich keinesfalls, andererseits wird man auch nicht jedem behördlichen Schreiben das gleiche Maß von Interpersonalität zuschreiben wollen, wie es etwa für private Briefe gilt. Man wird hier vermutlich gut daran tun, im Einzelfall und letztlich auch in Abhängigkeit von der Forschungsfrage zu differenzieren. Wenn ein Finanzamt alle Bürger in seinem Zuständigkeitsbereich in einem maschinell signierten standardisierten Rundschreiben über die Umstellung auf ein neues Formular für die Steuererklärung des kommenden Jahres informiert, ist der interpersonale Aspekt dieses Dokuments so geringfügig, dass man dieses sicherlich eher im Sinne einer massenmedialen Äußerung zu interpretieren hat, der es ja nicht zuletzt auch hinsichtlich der Dispersität des Publikums und der Unidirektionalität des Kommunikationsereignisses gleicht. Wenn jedoch ein Versicherungskunde nach einer monatelangen Auseinandersetzung über die Begleichung eines Haftpflicht-Anspruchs, als Reaktion auf seinen sechsten Brief in dieser Angelegenheit, ein eigens von der zuständigen Abteilungsleiterin verfasstes Schreiben erhält, in dem noch einmal im Einzelnen aus Sicht der Versicherung dargelegt wird, warum dieser Anspruch unberechtigt ist, so gelten fraglos eher die Kennzeichen interpersonaler Kommunikation: Die Beteiligten wissen, wer mit wem, warum und worüber kommuniziert, und gehen damit davon aus, den Rezipientenkreis kontrollieren zu können.

Es lässt sich also sagen, dass das Kriterium der Nicht-Öffentlichkeit in der Tat wesentlich ist. Dies gilt jedoch nur dann, wenn man ‚Öffentlich-

---

2 In der Kommunikationswissenschaft geht diese inzwischen zum festen Terminologiebestand gehörende Unterscheidung zurück auf die einschlägige Forschung des Soziologen P. L. Lazarsfeld und seiner Mitarbeiter zur Wirkungsweise von Wahlkampfwerbung in den USA, die dabei außerdem schon früh auf die beschränkte Persuasionskraft massenmedialer Kommunikation aufmerksam gemacht und statt dessen das eigenständige Gewicht der interpersonalen Kommunikation betont haben (vgl. Lazarsfeld/Berelson/Gaudet 1944; Klapper 1984).

keit‘ tatsächlich im eingangs skizzierten Sinn von Medienöffentlichkeit mit ihren verwandten Varianten begreift und damit eben die begrenzte Öffentlichkeit, die etwa im Ladenlokal einer Bäckerei oder an der Tafel einer Familienfeier natürlich auch vorhanden ist, ausklammert. Nicht-Öffentlichkeit im Sinne von Kontrollierbarkeit des Rezipientenkreises einer Äußerung – genauer: der entsprechenden *Kontrollierbarkeitsannahme* auf Seiten ihres Produzenten<sup>3</sup> – sollte als Kennzeichen aller in unserem Sinne interpersonalen Diskursrealisationen angenommen werden.

Auch wenn sich daraus für den Gegenbegriff zu ‚interpersonal‘ – ‚massenmedial‘ – ein auf den ersten Blick scheinbar sehr offener Bedeutungsumfang ergibt, der unter anderem große Teile der institutionellen Kommunikation umfasst – all jene Bereiche nämlich, die wohl im Zitat Wichters als Elemente der ‚primären‘ Ebene angesprochen sind –, lässt sich das Kriterium dennoch so aufrechterhalten: Ein behördliches Rundschreiben an alle Bürger, anonym und nicht interaktiv an eine bestimmte Person gerichtet, ist prinzipiell, ohne dass kommunikationsethische oder juristische Hürden überwunden werden müssten, massenmedialisierbar. Die Behörde selbst könnte den gleichen Wortlaut auch im Bekanntmachungsteil der regionalen Tageszeitung veröffentlichen, tut es unter Umständen sogar parallel zum Versenden einzelner Postbriefe. Für das Beispiel der zusammenfassenden Positionsbeschreibung einer Versicherung in einem eigens für diesen Fall verfassten Brief gilt dies dagegen schon aus datenschutzrechtlichen Gründen ohne Frage nicht in gleicher Weise.

Wie nun das Kriterium der Nicht-Öffentlichkeit das Format, in dem Aussagen zu einem gegebenen Thema gemacht werden, verändert, wäre eine erste wichtige Frage an die empirische diskurssemantische Forschung, die ihren Objektbereich auch auf interpersonale Diskursrealisationen erweitert. Im Sinne einer Arbeitshypothese anzunehmen ist, dass die Nicht-Öffentlichkeit die Zahl der Selektionsregeln, *was* gesagt werden ‚darf‘, *wie* man etwas am besten ausdrückt und wie genau man die Worte wägt, der Tendenz nach verringert. Dabei gilt, dass selbstverständlich die Zahl der Restriktionen des Sagbaren im Smalltalk beim Bäcker (im Rahmen einer sehr begrenzten ‚Teilöffentlichkeit‘ also) zweifellos noch einmal größer ist als im Gespräch unter ‚besten Freundinnen‘ – jedoch eben ganz sicher deutlich geringer als etwa im Rahmen eines Statements vor den laufenden

3 Natürlich können Äußerungen, die in einem vertraulichen Gespräch gefallen sind oder etwa solche, die Teil eines Liebesbriefs waren (etwa als Racheakt oder im Rahmen der wissenschaftlichen Aufarbeitung eines Nachlasses) einem zunächst nicht zugelassenen Rezipientenkreis zugänglich gemacht werden, dies ändert aber eben nichts am Status des Diskursrealisation selbst, die unter Annahme der Nicht-Öffentlichkeitsbedingung entstanden ist.



Kameras eines Nachrichtensenders, der eine Straßenumfrage zum betreffenden Thema macht. Hinsichtlich der jeweils geltenden Selektionsregeln handelt es sich bei dem Kriterium der Nicht-Öffentlichkeit zur strukturellen Unterscheidung von interpersonalen und massenmedialen Diskursen also eher um eine stufenlose Skala zwischen zwei Polen als um strikte Gegensatzpaare.

Auch hier ist zu erwarten, dass es sich als methodisches Problem erweist, wie sich diese intuitiv naheliegende Vermutung belegen lässt. Schließlich müsste man dazu nicht nur über eine gewisse Anzahl von Belegen für interpersonale Diskursrealisationen zu einem bestimmten Thema verfügen, sondern im Idealfall darüber hinaus über Aussagen derselben Diskursteilnehmer unter den Bedingungen einer massenmedialen Diskursrealisation. Umgekehrt dürften Belege für interpersonale Diskursbelege zu einem bestimmten Thema von Diskursteilnehmern, die sich ebenso in massenmedialen Diskursrealisationen äußern (oder wahrscheinlich äußern könnten), eher selten und wohl kaum systematisch zu bekommen sein. Ein eher zufällig zustande gekommenes Dokument soll daher an dieser Stelle die angenommene Tendenz zur Verringerung der Selektionsregeln des Sagbaren in interpersonalen Diskursrealisationen exemplarisch plausibilisieren: In einem Interview, dessen Verwertung in ausschließlich wissenschaftlichem Kontext und anonymisiert den Gesprächspartnern zugesichert war (vgl. Roth 2002), antwortete eine prominente und durchaus medienerfahrene westdeutsche Bundespolitikerin auf die Frage, ob es über zehn Jahre nach der Deutschen Einheit noch einen Unterschied im Sprach- und Kommunikationsverhalten von ost- und westdeutschen Bundespolitikern gäbe:

also, da sag ich ihnen ganz ehrlich in meinen augen ist das ein haushoher nach wie vor ehm QUALitativer unterschied eh und zwarn unterschied einmal (.) <schneller ich sags jetzt wirklich mal brutal> so erleb ich es selber auch in meiner fraktion wir sind ja leider nur (.) ein paar wenige hand voll abgeordnete ausn neuen ländern (- -) wirklich zum großen teil das fehlen von analytischen Fähigkeiten wasn sachverhalt angeht [...] sondern das alles sehr emotionAL unheimlich liebenswert zum teil aber (.) UNprofessionell angegangen wird und sich dann wundern dass se sich nie mit ner sache DURCHsetzen könn [...] und von daher denk ich dass sie diejenigen sind die (.) ja (.) absolute LEICHTgewichte in der politik sind die frau merkel ist die TOTale ausnahme [...] könnns einfach nich (.) <schneller das heißt nicht dass wenn ses lernen würden dasses dann nicht auch könnnten> [...] und so leute wie ebn der richard schröder ders KÖNNte oder der jens REICH ders naTÜrlich so könnte die SIND nicht inner politik [...] und und deshalb sind die posten die die besetzen (.) auch bei uns alles ALibiposten (.) muss no einer ausm OSten her (.) ja IS so [...]

Ohne an dieser Stelle eine eingehende und stichhaltige Analyse leisten zu können, wird wohl dennoch deutlich, dass der Sprecherin eine solche Äußerung als Teil des Diskurses über die innerdeutschen Verhältnisse in massenmedialer Diskursrealisierung nicht möglich gewesen wäre (oder entsprechende Sanktionen diskursiver und außerdiskursiver Art nach sich gezogen hätte). Dies gilt etwa für die Schärfe des Urteils über die aktiven ostdeutschen Bundespolitiker und ihre „analytischen“ Fähigkeiten, es gilt aber auch auf der lexikalischen Ebene für einen Ausdruck wie *Alibiposten* beim Sprechen über die eigene Institution (hier die eigene Fraktion). Hier spricht jemand ‚frei‘, ‚unter uns‘, sagt, ‚was er denkt‘. All diese alltags-sprachlichen Ausdrücke verweisen auf die Auswirkung der Nicht-Öffentlichkeit auf die Regeln interpersonaler Diskursrealisationen. Und dafür, dass der Sprecherin die Gültigkeit dieser speziellen Regeln des Nicht-öffentlichen, Interpersonalen auch beim Formulieren der Äußerungen stets bewusst ist (und sie diese auch vom Gegenüber einfordert), gibt es eine ganze Reihe von Hinweisen in dem Zitat (*da sag ich ihnen ganz ehrlich, ich sage jetzt wirklich mal brutal*).<sup>4</sup>

Gleichzeitig wird deutlich, dass diese nicht-öffentliche Äußerung als interpersonale Diskursrealisation dennoch sehr wohl eingebettet ist in den Gesamtdiskurs zum Thema ‚Ostdeutsche‘ und keineswegs ohne Zusammenhang zu entsprechenden massenmedialen Diskursrealisationen zu interpretieren ist. Und dies nicht nur, weil sie zu diesem Thema gehört – was ja womöglich allein schon ausreichend wäre, um sie dort einzuordnen –, sondern vor allen Dingen, weil sie durchaus typische Formate aufweist, die auch für den Bereich massenmedialer Diskursrealisationen zu diesem Thema zentral sind: So ließ sich etwa in der diskurssemantischen Analyse eines Pressekorporus zeigen, dass sich im letzten Jahrzehnt eine charakteristische ‚topische Treppe‘ in der Berichterstattung über Ostdeutschland herausgebildet hat, bei der auf den ‚Topos der Besonderheit‘ (Ostdeutschland als Abweichung) der ‚Topos des Defizits‘ aufbaut (vgl. Roth 2004, 2006, 2008). Beide – und andeutungsweise auch der wiederum hierauf basierende ‚Topos der Belastung‘ – spielen auch in der hier zitierten Äußerung eine zentrale Rolle. Gleiches gilt für den im gleichen Presstextkorporus und schon in Bundestagsdebatten aus den Jahren 1989 und

---

4 Genau dies ist im Übrigen das hauptsächliche methodische Problem an der bereits angesprochenen diskurssemantischen Arbeit mit allen für wissenschaftliche Zwecke geführten Interviews: Der Interviewte ist sich der eingeschränkten Kontrollierbarkeit seiner Äußerungen i. d. R. bewusst, führt das Gespräch von daher also nicht mehr eindeutig als ein interpersonales, sondern eben durchaus eher als ein (potenziell) massenmediales. Dabei könnte aber die Analyse von „Hecken-Strategien“ wie den hier angedeuteten helfen, Aussagen zu ermitteln, die nah an der Realität interpersonaler Diskursrealisationen sind.

1990 nachweisbaren ‚väterlichen Gestus‘ (vgl. Roth 2004), mit dem Ost-deutsches und Ostdeutsche sprachlich thematisiert werden (*unheimlich lebenswert zum teil aber unprofessionell, könnns einfach nich, das heißt nicht dass wenn ses lernen würden dasses dann nicht auch könnnten*).

Zusammengenommen ist dies ein gewichtiger strukturell bedingter Hinweis auf die Berechtigung der These dieses Beitrags: Solche Äußerungen in interpersonaler Diskursrealisation sind zweifellos Teil des Gesamtdiskurses, indem sie zentrale Formate mit dem Bereich massenmedialer Diskursrealisationen teilen. Gleichzeitig ist das empirisch zu ermittelnde Formationssystem (gewissermaßen: dessen äußerste Oberfläche) aufgrund der unterschiedlichen Selektionsregeln aber eben doch ein ganz eigenes.<sup>5</sup>

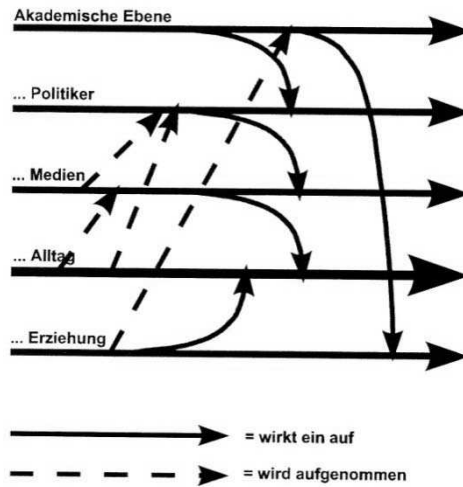
### 2.1.1 Exkurs:

#### Die Kategorie ‚Alltag‘

Der Begriff der ‚Diskursebene‘ taucht in ganz ähnlicher Verwendung wie in dem kurzen Zitat Wichters auch in anderen diskursanalytischen Ansätzen innerhalb der germanistischen Linguistik auf, so etwa in Jägers ‚Kritischer Diskursanalyse‘ (vgl. Jäger 2004), die für unsere Fragestellung den Vorzug hat, dass sie sich – zumindest dem Anspruch nach, teilweise aber auch in der Praxis (vgl. u. a. Jäger 1993) – auch auf interpersonale Diskursrealisationen erstreckt. Jäger unterscheidet verschiedene ‚Diskursstränge‘, die sich, vielfach miteinander verwoben, in der Zeitachse entwickeln und die, da sie thematisch bestimmt sind, jeweils mit unserem Begriff eines ‚Gesamtdiskurses‘ zusammenfallen. Diese Diskursstränge wiederum erscheinen auf verschiedenen ‚Diskursebenen‘. In dem in Abbildung 1 gezeigten Schaubild (das Jäger ausdrücklich als nicht vollständig versteht) finden sich die Ebenen ‚Akademische Ebene‘, ‚Politiker‘, ‚Medien‘, ‚Alltag‘ und ‚Erziehung‘, sowie die angenommenen diskursiven Beziehungen zwischen diesen.

Während die massenmediale Ebene hier explizit vorkommt, findet sich die Kategorie ‚interpersonal‘ so nicht wieder. Allerdings lassen sich einige der Ebenen zumindest indirekt auf die massenmediale zurückführen – so begegnet den Rezipienten von Massenmedien das diskursive Geschehen auf der akademischen und der politischen Ebene, je nach De-

5 Es wäre terminologisch nicht glücklich, ‚nicht-öffentlich‘ im hier gemeinten Sinne – etwa im Anschluss an die oben zitierte Begrifflichkeit Wichters – durch ‚privat‘ zu ersetzen, da Privatheit nicht allein bestimmte Kommunikationsbedingungen, sondern auch eine gewisse thematisch-funktionale Ausrichtung hinsichtlich der Relevanzreichweite der Gegenstände impliziert. Diese ist hier jedoch ausdrücklich nicht unterstellt. Vielmehr ist ausschließlich die bedeutsame Kontrollierbarkeitsannahme gemeint, die Heiko Hausendorf als die ‚Anwesenheitsbeschränkungen‘ der ‚Orts-, Augenblicks- und Personengebundenheit‘ bezeichnet (vgl. Hausendorf 2000:494).



**Abb. 1:** Schematische Darstellung von Diskursebenen nach Jäger (2004:183)

fnition auch das eine oder andere auf der Ebene der Erziehung (man denke etwa an die Bedeutung von Schulbüchern in diesem Zusammenhang), primär vermittelt durch massenmediale Diskursrealisationen. Es bleibt somit als entscheidender Gegensatz der zwischen der Ebene der ‚Medien‘ und der – bei Jäger interessanterweise durch den dickeren Pfeil graphisch als besonders bedeutsam markiert – Ebene des ‚Alltags‘. Das was mit dieser Ebene des ‚Alltags‘ vermutlich gemeint ist, kann tatsächlich nicht ohne weiteres auf die Ebene der ‚Medien‘ umgebrochen werden. Sie erfasst wohl jenen Diskursbereich, dem wir in unserer regulären, eben ‚alltäglichen‘ sozialen Kommunikationsumgebung, in Familie, Beruf und Freizeit, ausgesetzt sind, ohne dass hierzu eine massenmediale Vermittlung nötig wäre, und an der wir alle selbst als aktive Diskursteilnehmer mitwirken.

Jägers Darstellung bleibt freilich etwas unbefriedigend im Hinblick auf die strukturellen Unterschiede zwischen den von ihm angenommenen Ebenen. So wird nicht eindeutig klar, worin genau der Gegensatz zwischen den beiden Verhältnisformen ‚wirkt ein auf‘ und ‚wird aufgenommen‘ besteht. Geben die massenmedialen Diskursrealisationen die ‚alltäglichen‘ einfach wieder (etwa im Sinne eines Zitats)? Und – noch mehr im Fokus unserer Frage: *Wie* wirken die massenmedialen Diskursrealisationen auf die des ‚Alltags‘ ein? Was geschieht mit ihren Formationen im Zuge

dieses Einwirkungsprozesses<sup>6</sup> Ganz unabhängig von diesen Präzisionsdefiziten ist in unserem Zusammenhang aber vielmehr zu diskutieren, ob interpersonale Diskursrealisationen im Sinne dieses Beitrags als solche des ‚Alltags‘ aufgefasst werden sollten.

Die Gegenüberstellung von massenmedialen und alltäglichen Diskursrealisationen wird auch von anderen Autoren suggeriert, etwa von Wolfgang Heinemann, der in einer – freilich stark textlinguistisch ausgerichteten<sup>7</sup> – Abhandlung spricht über

[...] die Ausweitung des Diskursverständnisses auf Kommunikationsbereiche außerhalb der Wissenschaft i.e.S. [...], ja selbst den Alltag. Denn im Grunde konstituieren ja auch Brief- oder Mail-Partner über Initial- und Antwort-Texte einfachste Alltagsdiskurse, die dann allerdings bei Analysen deutlich von den gesellschaftlich relevanten öffentlichen Diskursen abgegrenzt werden müssen. (Heinemann 2005:25)

Es ist aufschlussreich, dass die Alltagsdiskurse hier ganz offensichtlich wegen ihrer mangelnden gesellschaftlichen Relevanz von den öffentlichen, sprich: massenmedialen, abgegrenzt werden sollen. Es bleibt dabei aber unklar, worin diese geringere gesellschaftliche Relevanz besteht. Die medialen Diskurse haben ohne Frage die größere Reichweite, was den potenziellen Rezipientenkreis angeht, ‚relevant‘ zumindest für die Analyse des kollektiven Wissens einer Gesellschaft, wie es in den diskursiven Formationen gespeichert ist, könnte aber, wie bereits eingangs dargelegt, unter anderer Perspektive viel eher die diskursive Verarbeitung der Themen in denjenigen Diskursbereichen sein, die durch die größere *Produktionszahl* charakterisiert ist, also eben im Bereich der (in Heinemanns und Jägers Worten) ‚Alltagsdiskurse‘.

In der Tat scheinen dabei zwei Probleme mit dem schillernden Ausdruck ‚Alltag‘ als Bestandteil von Komposita in linguistischen Terminologien auf, die es zu meiden gilt: Zum einen enthält der Begriff zumindest in seinem Konnotat etwas Abwertendes in Bezug auf die Relevanz des Untersuchten, die Unterstellung seines prinzipiell sekundären Charakters, der nur aus der Logik einer an massenmedialen Dokumenten orientierten Sprachwissenschaft selbst heraus zwingend ist. Zum anderen aber ist ‚Alltag‘ ein in seinen Grenzen ausgesprochen unscharfes Konzept, eben weil sich der ‚Alltag‘ jedes einzelnen Individuums doch sehr stark unterschei-

6 Offensichtlich geht ja auch Jäger davon aus, dass die medialen Diskursrealisationen nicht einfach unverändert in die alltäglichen eingehen, sondern diese eben nur ‚manipulieren‘, dass sich also die Formationen des Diskurses verändern.

7 Zum Status der Textlinguistik für die Methodik der Diskursanalyse vgl. ausführlich Abschnitt 2.2.

det<sup>8</sup> und es zudem schwer fällt, nicht-alltägliche Kommunikationsbedingungen aus sich selbst heraus zu bestimmen (es sei denn, man ließe nur Kommunikation über Massenmedien als nicht-alltätlich gelten, wodurch nicht viel gewonnen wäre).<sup>9</sup>

So ist ‚Alltag‘ offensichtlich in erster Linie eine analytische Fremdschreibung der Unmarkiertheit, die immer dann vorgenommen wird, wenn bestimmte Kommunikationsbereiche zuvor als besonders markiert ausgeschlossen wurden. Auch hierfür stammt ein augenfälliges Beispiel aus dem Kontext der germanistischen ‚Ost/West‘-Forschung: Die traditionellen, eher lexikalisch ausgerichteten Arbeiten in diesem Bereich waren hier vor allen Dingen der Frage nachgegangen, ob in der DDR eine eigenständige Varietät des Deutschen entstanden ist. Da man hierbei schnell feststellte, dass sich lexikalische Spezifika des ‚DDR-Deutsch‘ im wesentlichen auf die Domäne der offiziell-institutionellen Kommunikation beschränkten, wurde es schnell üblich, dieser Institutionensprache die ‚Alltagssprache‘ gegenüberzustellen. Hierzu stellt Ruth Reiher in einer neueren, sprachhistorisch mit der DDR-Sprache befassten Arbeit fest:

Alltagssprache ist mehr als eine in privaten Kommunikationsräumen verwendete Sprachform. Ihre Gegenstände sind nicht nur auf Familie, Freunde oder Freizeit beschränkt. Alltagssprache ist der in all diesen Bereichen auftretende Gebrauch der Sprache, verwendet durch die große Mehrheit der Sprachteilhaber, wobei der arbeitsweltliche Alltag mit all seinen Facetten die entscheidende Rolle spielt. Dabei ist es nur von geringer Bedeutung, ob dieser Sprachgebrauch inner- oder außerhalb von Institutionen erfolgt. (Reiher 2004:161)

Diese Feststellung ist auch aus diskurslinguistischer Sicht zutreffend und relevant: Wenn die Diskursebene des ‚Alltags‘ nichts anderes meint als die diskursiven Produkte der ‚Mehrheit der Sprachteilhaber‘, dann taugt eine solche Kategorie nicht zur Abgrenzung eines zu beschreibenden Phänomens. Im Falle der DDR-Sprache war es die klar definierbare parteioffizielle Sprache, der als Sammelkategorie die ‚Alltagssprache‘ gegenüber gestellt wurde, im Falle des bundesrepublikanischen Diskurses wird ein ebenso vages Konzept einer Alltags-Diskursebene der hinsichtlich ihrer

---

8 Das oben diskutierte Beispiel der in interpersonaler Diskursrealisation getätigten Äußerung der Bundespolitikerin etwa entstammt einer Kommunikationssituation, die für die Sprecherin selbst fraglos zum ‚Alltag‘ gehört. Ähnliches würde in ihrem Fall aber für die Kommunikation mit Vertretern von Massenmedien, denen gegenüber sie sich unter den Bedingungen massenmedialer Diskursrealisationen äußern würde, ebenfalls gelten.

9 Bei der Berücksichtigung dieser Ebene greift Jäger wohl auf weiter gehende Überlegungen zum Alltagskonzept bei Jürgen Link zurück (vgl. Link 2006).

äußeren Kommunikationsbedingungen klar definierten und damit markierten massenmedialen Ebene gegenüber gestellt.

Was eine solche Ebene ‚Alltagsdiskurs‘ an kategorialem Kern enthält, scheint in der Tat im Kriterium ‚nicht-öffentlich‘ bereits aufgehoben. Dieses ist es schließlich auch, das sich aus den Beispielen im Zitat Wolfgang Heinemanns gewinnen lässt, streicht man die ungenaue Relevanzzuschreibung weg: Der Brief- oder E-Mail-Wechsel, interpersonal zwischen zwei persönlich aufeinander bezogenen Partnern, ist in der Regel unter den Bedingungen der Nicht-Öffentlichkeit formatiert. Im Falle der Forschung zur DDR-Sprache hat die diskurssemantisch ausgerichtete Linguistik diese begriffliche Korrektur übrigens schon frühzeitig vorgenommen. So unterscheiden Claudia Fraas und Kathrin Steyer bereits 1992 in einer Untersuchung zur ‚Wendesprache‘ nicht mehr zwischen ‚institutionellem‘ und ‚alltäglichem‘ Sprachgebrauch, sondern konsequent im auch hier vertretenen Sinne zwischen öffentlichem, halb-öffentlichem und privat-zwischenmenschlichem Diskurs (vgl. Fraas/Steyer 1992:175). In der Zusammenfügung von ‚privat‘ (besser: nicht-öffentlich) und ‚zwischenmenschlich‘ (also: in unmittelbarer Interaktion aufeinander bezogen) trifft sich dies vollständig mit der hier vorgeschlagenen Begrifflichkeit. Das Konzept ‚Alltag‘ vermag dem nichts Substantielles hinzuzufügen.

## 2.2 Prototyp Gespräch

Es gehört längst zur Topik diskursanalytischer Untersuchungen, dass man bei der Verwendung des Ausdrucks ‚Diskurs‘ nicht umhin kommt, diesen für die eigenen Zwecke ausgiebig zu erläutern und zu definieren. Es wäre jedoch ungerechtfertigt, allein aus dieser semantischen Vagheit des Diskursbegriffs auf dessen Unbrauchbarkeit zu schließen. Vielmehr bleibt es vermutlich auf Dauer die vordringlichste Aufgabe der diskurslinguistischen Disziplin, mit immer neuen terminologischen *und* methodischen Versuchen an der Schärfung des Begriffs und damit auch des Blicks auf das eigene Objekt zu arbeiten.<sup>10</sup>

It would be nice if we could squeeze all we know about discourse into a handy definition. Unfortunately, as is also the case for such related concepts as ‚language‘, ‚communication‘, ‚interaction‘, ‚society‘ and ‚culture‘, the notion of discourse is essentially fuzzy. As is so often the case for concepts that stand for complex phenomena, it is in fact the whole discipline [...] that provides the definition of such fundamental concepts. (van Dijk 1997:1)

10 Einen umfassenden Überblick zum bisher erarbeiteten Stand der germanistischen Diskurssemantik bietet neuerdings Warnke (2007).

Nimmt man ein solches Selbstverständnis der Disziplin ernst, heißt dies jedoch auch, dass eingeübte Sichtweisen auf den Gegenstand der Diskurssemantik – und damit auch auf deren Methoden – immer aufs Neue in Frage gestellt werden müssen. Jede linguistische Schule, die sich auf den Diskursbegriff stützt, wird sich notgedrungen auf einen Ausschnitt des möglichen Bedeutungsfelds einigen, andere, nach Möglichkeit begründet, ausschließen müssen. Dies führt dazu, dass ein Sammelband wie dieser mit dem doppelsinnigen Untertitel ‚nach Foucault‘ versehen werden muss, um die richtigen Beiträger und Interessenten anzusprechen. Andere werden sich durch solche Eingrenzungen jedoch von der methodischen Diskussion ‚ausgeladen‘ fühlen. Für einige Fragestellungen ist eine Überwindung solcher Grenzen jedoch unverzichtbar, und dies gerade nicht, um eine einmal vorgenommene Ausrichtung aufzugeben, sondern ganz im Gegenteil, um sie konsequent weiterentwickeln zu können. Dabei wiederum ist nicht auszuschließen – letztlich ja aber auch eher wünschenswert –, dass sich einmal voneinander unabhängig unter dem Etikett ‚Diskurs‘ arbeitende Disziplinen auch (wieder) einander annähern müssen bzw. können.

Für die strukturelle Beschreibung des Status interpersonaler Diskursrealisationen im Gegensatz zu dem massenmedialer Diskursrealisationen ist in diesem Sinne eine Klärung des Verhältnisses zweier Diskursbegriffe von zentraler Bedeutung, von denen der eine *textorientiert*, der andere *gesprächsorientiert* ist. Hierzu ist ein Blick auf die forschungspraktische und methodische Entwicklung der germanistischen Diskursanalyse(n) und ihr Vergleich mit bedeutenden Ansätzen der angelsächsischen ‚*Critical Discourse Analysis*‘ (CDA) hilfreich. Die Frage nach dem Status von Texten und dem von Gesprächen für eine auf die Beschreibung kollektiver Wissenssysteme ausgerichtete Diskursanalyse ist für unser Anliegen von besonders zentraler Bedeutung, weil als wichtigstes Charakteristikum interpersonaler Diskursrealisationen neben ihrer Nicht-Öffentlichkeit angenommen werden kann, dass diese sich vornehmlich in Form mündlich realisierter Interaktion, in Gesprächen also, manifestieren. Wie die bei Wolfgang Heinemann und auch in unseren oben gegebenen Beispielen erwähnten Fälle von Brief- und E-Mail-Kommunikation bereits anzeigen, handelt es sich dabei zwar nicht um ein ausschließliches Kriterium, wohl aber um ein prototypisches. Umgekehrt gilt für die ganz überwiegende Mehrheit massenmedialer Diskursrealisationen, dass sie entweder textförmig sind oder aber ihnen zumindest eindeutig beschreibbare textuelle Muster (etwa im Sinne ‚konzeptueller Schriftlichkeit‘ nach Koch/Oesterreicher 1985) zugrunde liegen. Geht man aber von einer solchen Zuordnung aus – massenmediale Diskursrealisationen = vorwiegend Texte, in-



terpersonale Diskursrealisationen = vorwiegend Gespräche –, dann steht und fällt die Beantwortung der Frage, wie sich massenmediale und interpersonale Diskursrealisationen strukturell unterscheiden und in welchem Verhältnis sie zueinander stehen, mit der genauen Klärung der unterschiedlichen Bedingungen der diskurssemantischen Analyse von Texten einerseits und von Gesprächen andererseits. Dass aber diese Klärung in der Methodendiskussion ebenso wie in der einschlägigen Forschungspraxis bislang weitgehend unterblieb, scheint in der Tat primär disziplinengeschichtlich begründbar zu sein. Darauf hinzuweisen, ist für das mit diesem Beitrag formulierte Plädoyer für eine Integration interpersonaler Diskursrealisationen in das diskurssemantische Methodenrepertoire von entscheidender argumentativer Bedeutung.

Die gegenseitige Befruchtung der weitgehend an schriftlichen Texten orientierten Diskurssemantik auf der einen und der Gesprächslinguistik auf der anderen Seite wird innerhalb der germanistischen Linguistik nicht zuletzt dadurch erschwert, dass Teile beider Disziplinen miteinander in einem semantischen Kampf um den Ausdruck ‚Diskurs‘ ringen. Wie es begriffsgeschichtlich zu diesem Streit um ein Etikett kommt – aus einem unterschiedlichen Verständnis des Motivs vom ‚Hin- und Herlaufen‘ heraus nämlich, das in ‚Diskurs‘ ursprünglich steckt – ist bekannt und wurde wiederholt erläutert (vgl. u. a. Heinemann 2005:23). Ganz praktisch jedoch ist es vor allen Dingen eine konträre Präferenz hinsichtlich der Untersuchungsobjekte, die die beiden Disziplinen grundlegend voneinander unterscheidet: Die Diskurssemantik ist innerhalb der germanistischen Linguistik, von der an dieser Stelle zunächst die Rede sein soll, mehr oder weniger von Beginn an und sehr bald auch theoretisch unterfüttert eine Fortentwicklung der *Textlinguistik* gewesen. Das entsprechende Forschungsinteresse galt vor allen Dingen der Suche nach einer Ausweitung des Begriffs vom Text und mehr noch von dessen Eigenschaften, der Textualität also. Die Diskurssemantik räumte im Sinne radikaler Intertextualität dem einzelnen Text gegenüber einem ewigen Fluss von Wiederaufnahmen und Modifikationen bereits dagewesener Textelemente nicht mehr den besonderen Stellenwert ein, den die klassische philologische Praxis ihm zugeschrieben hatte. Damit wurde die Diskursivität zu einem unverzichtbaren Kennzeichen des Phänomens Text selbst gemacht. So wie bereits die Erweiterung des linguistischen Gegenstandsbereichs über die Satzebene hinaus einer Art ‚Erweiterungspostulat‘ der Linguistik folgte (vgl. Heinemann/Viehweiger 1991:26), galt dies für die Einführung der Diskursebene auch. Insbesondere Warnke hat diese Perspektive unter ausdrücklichem Einbezug der poststrukturalistischen Perspektive Foucaults mehrfach dargelegt (vgl. u. a. Warnke 2002a, b, 2004):

Jeder Einzeltext muss vor einem solchen Reproduktionshintergrund betrachtet werden, er steht immer im Spannungsverhältnis von Einmaligkeit und wiederholter Vielheit, jeder historische Text ist Teil einer Serie. Dies ist ein Gesetz schon bei den sprachlichen Einzelzeichen, denn nur was wiederholt wird, ist ein Zeichen. Das Prinzip der Reproduktion gehört zum Kernbestand der poststrukturalistischen Theorien. [...] Für die Textlinguistik besagt das Prinzip der Reproduktion, dass die Musterzugehörigkeit eines Textes also im Kern aus seiner diskursiven Einbettung resultiert. Texte sind eben keine singulären Phänomene, sondern sie sind Repräsentanten einer seriell organisierten Praxis. Die insofern distributionelle Definition des Textes als Teilgröße eines Diskurses erlaubt eine Erklärung der Generierung von Textmustern [...]. (Warnke 2002a:133–134)

Während in dieser Lesart des Diskursbegriffs der textlinguistische Bezug besonders deutlich wird, war es vor allen Dingen die bereits zitierte Abhandlung Wichters, die den Gedanken der systematischen Ausweitung des linguistischen Gegenstands auf die Diskursebene – in Wichters Worten der ‚Aszendenz‘ der Beschreibungsebenen vom Phonem über das Morphem, das Wort, den Satz und den Text hin zum Diskurs – deutlich gemacht hat. Hier wie bei Warnke spielt also der Einzeltext als ‚token‘ eine entscheidende Rolle, und auch hier steht im Vordergrund die Überwindung der Textgrenze, allerdings unter stärkerer Betonung semantischer Gesichtspunkte und unter eindeutiger Berücksichtigung der Äußerungsebene als der eigentlich relevanten:

Der [...] Weg führt zu dem Äußerungsensemble, in dem in einer Gesellschaft – oder in mehreren Gesellschaften untereinander – ein Thema verhandelt wird. Das Thema ist die Bindung der Texte untereinander, die Bindung, die die semantischen und formalen Bezüge fundiert. In Anlehnung an einen Teil der Literatur sei für diesen Bindungstyp die Bezeichnung ‚Diskurs‘ verwendet. Als operationale Festlegung einer Texttranszendenz ergibt sich diejenige Menge von Texten und Textteilen, in denen eine Gruppe von Sprachteilhabern über mehrere Kommunikationsstationen hinweg ein Thema behandelt. Der Diskurs wird in dieser Weise realisiert als ein Corpus von Texten und Textteilen. (Wichter 1999:265).

Die auf diese Weise theoretisch begründete Orientierung auf Texte als Elemente des Diskurses – deren Hintergrund also weniger die diskurs-*semantische* Idee war als eine notwendige Weiterentwicklung der Textlinguistik<sup>11</sup> – wurde in den empirischen diskurslinguistischen Arbeiten weitgehend geteilt. So waren etwa Gegenstände der zahlreichen Untersuchungen der Düsseldorfer diskurshistorischen Schule um Stötzel, die das für die empirische Diskursforschung wohl praktikabelste Methodenrepertoire er-

11 Einen ebenfalls dezidiert textlinguistischen, nämlich an Fragen der Textsortenkategorisierung orientierten Diskursbegriff verwendet Girth (1996).

arbeitet hat, das inzwischen auch in zahlreichen Untersuchungen zu den unterschiedlichsten Themen in Variationen angewandt wurde (vgl. u. a. Spitzmüller 2005a), stets massenmediale und in allererster Linie Pressedokumente. Hier entsprach also die vermutlich eher forschungspraktisch bedingte Entwicklung der empirischen Diskursanalyse vollständig ihrem theoretischen Fundament. Weitgehend geteilt wurde dabei (mit Ausnahme der ‚kritischen Diskursanalyse‘ nach Jäger) im übrigen auch die Ausklammerung der in den Schriften Foucaults immer wieder aufscheinenden Frage der ‚Macht‘ im Zusammenhang mit dem Diskurs. So konstatiert etwa Warnke:

Ich möchte behaupten, dass dieser machtkritische Ansatz der Foucault'schen Diskursanalyse für die textlinguistische Rezeption des Diskursbegriffs marginalisiert werden kann. (Warnke 2002b: 9)

So wie die Eingangsphrase dieses Zitats ein wenig einschränkend wirkt, behauptet auch Wichter nicht die völlige Unzulässigkeit der Verknüpfung des Diskurskonzepts mit der Machtfrage, behandelt die entsprechende Perspektive Foucaults auf die Mechanismen der Diskurskontrolle jedoch ausgesprochen kritisch (vgl. Wichter 1999:278) und stellt an anderer Stelle fest:

Natürlich spielt die Machtfrage eine wichtige Rolle. Aber genauso, wie die Gesprächsanalyse nicht von vornherein das Dominanzverhalten im Gespräch zum Angelpunkt des Beschreibens und Erklärens macht [...], sollte man auch an die Diskursanalyse nicht monothematisch herangehen. (Wichter 1999:273)

Die Frage nach der Berechtigung dieser Parallelisierung zur Gesprächsanalyse kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden. Vielmehr ist allein schon von Interesse, dass bei aller textlinguistischen Ausrichtung der Darstellung die Kategorie ‚Gespräch‘ überhaupt zum Vergleich so naheliegend zu sein scheint. In der Tat begegnet einem das ‚Gespräch‘ in der textlinguistisch geprägten und an Fragen der Trans- und Intertextualität interessierten Diskursanalyse regelmäßig. Es dient dort als metaphorisches Konzept, um das Wechselspiel und die Verwobenheit der Einzeltexte zu illustrieren. Auch dies gilt keineswegs nur für die Abhandlung Wichters, wo Diskurse als ‚große Kommunikationsformen‘ idealisiert werden, in denen das Gespräch „[...] Element und Idee zugleich ist.“ (Wichter 1999: 263; zur Kritik an dieser Idealisierung des Konzepts ‚Gespräch‘ vgl. Roth i. Dr.). Auch bei Hermanns findet sich die Gesprächs-Metapher in der Formel „Diskurs als Zeitgespräch“ (vgl. Hermanns 1995:88). Zumindest indirekt spielt sie schließlich auch bei Warnke eine Rolle, für den der –

hier freilich in der spezifischen poststrukturalistischen Lesart Bahtins verwendete – Terminus ‚Dialog‘ zentral ist:

Es ist der [...] Dialog zwischen Texten, der den Einzeltexten eine funktionale, formale und inhaltliche Position in einem fraglos existierenden übertextuellen Aussagensystem zuschreibt. (Warnke 2002b: 6)

Vermutlich ist die Metapher des Gesprächs für das Verhältnis von Texten im Diskurs nur deshalb so naheliegend, weil eine Beschäftigung mit dem tatsächlichen Gespräch als Prototyp interpersonaler Diskursrealisationen in diesen Ansätzen weitgehend ausbleibt. Dies mag nicht weiter verwundern, da es sich ja um textlinguistisch begründete Überlegungen handelt. Bemerkenswert ist aber, dass diese Ausrichtung auf der anderen Seite keineswegs dazu führt, tatsächliche interpersonale Gespräche, mündliche Kommunikation also, als Gegenstände dieser eigenen Ansätze grundsätzlich auszuschließen. Sie werden zwar nicht in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, die Reichweite der erarbeiteten Beschreibungsansätze jedoch ausdrücklich auf sie ausgeweitet, wenn auch in untergeordneter Weise:

Diskurse im linguistischen Verständnis sind sehr wohl mündlich und schriftlich vorstellbar, jedoch ist die Fixierung von Texten in der Schrift ein diskursstruktureller Vorteil. Da Diskurse [...] als Wechselspiel von Einzeltext und Textverbänden existieren, entfaltet der schriftliche Text deutlich mehr Schnittstellen für intertextuelle Bezüge und diskursive Reihungen. (Warnke 2002b: 11; vgl. auch Warnke 2002a: 134).

Ohne weiter auf die Eigengesetzlichkeit mündlicher Kommunikation einzugehen, beziehungsweise indem diese lediglich als diskursstrukturell defizitär bestimmt wird, wird hier die Zuständigkeit für mündliche Diskursrealisationen also gewissermaßen mit in Anspruch genommen. Bezeichnend ist dabei nicht zuletzt, dass die mündlichen Manifestationen des Diskurses offenbar auch als ‚Texte‘ bezeichnet werden, nicht als ‚Gespräche‘, womit sie sich problemlos in das textlinguistisch begründete Theoriegebäude integrieren lassen. Eine Auseinandersetzung mit den Methoden, Prinzipien und Erkenntnissen der Gesprächslinguistik erscheint im Sinne der eigenen Grenzziehung somit als unnötig und dies, obwohl – womöglich aber auch gerade weil – es eine ebenfalls unter dem Etikett ‚Diskursanalyse‘ firmierende Schule der Gesprächslinguistik gibt.

Dabei ist die methodische Nichtwahrnehmung über weite Strecken gegenseitig. So schreibt etwa Konrad Ehlich in der Einleitung zu einem Sammelband, der einen Überblick über den Stand der (gesprächsanalytischen) Diskursanalyse in Europa vermittelt, über die Schwierigkeiten, die

verschiedenen nationalen Forschungsentwicklungen und methodischen Ansätze einander bekannt zu machen:

Das reiche semantische Potential des Ausdrucks ‚Diskurs‘ bietet besondere Möglichkeiten, die Vielfalt dessen, was an Forschungen zur Realität des sprachlichen Handelns durchgeführt wurde, zu bezeichnen. Diese terminologische Flexibilität hat freilich, wie stets, ihren Preis, nämlich den, daß man sich jeweils semantisch zu vergewissern hat, welche Tradition aufgerufen, welche Konkretisierungen vorgenommen werden. [...] Eine wissenschaftliche Kommunikation, die aber das doppelte Grenzgeflecht der je eigenen wissenschaftlichen Gruppe und der nationalen Forschungstraditionen überwindet, findet kaum oder nur in wenigen Ausnahmen [...] statt. (Ehlich 1994:9–10)

Eine solche Stelle, deren Thema gerade das Problem der stark national geprägten Disziplingrenzen ist, könnte sich anbieten, auch die beiden gerade in Deutschland so unberührt nebeneinander her arbeitenden Disziplinen der textlinguistisch-semantisch ausgerichteten und der gesprächsanalytisch ausgerichteten Diskursanalyse anzusprechen. Dass dies auch im Einleitungstext Ehlichs unterbleibt, ist wohl ein Hinweis darauf, dass hier tatsächlich von beiden Seiten keinerlei mögliche Berührungspunkte gesehen werden. Eine Integration des einen in das andere, oder besser noch: eine Kooperation der weit entwickelten Forschungsgebiete dieser beiden ausgesprochen produktiven linguistischen Disziplinen, scheint aufgrund der unterschiedlichen Herkunft der Ansätze und unter Umständen auch aufgrund der Konkurrenz um die begriffliche Hoheit über das Etikett ‚Diskurs‘ ausgeschlossen. Will man aber im Sinne dieses Beitrags interpersonale Diskursrealisationen, bei denen es sich prototypisch um Gespräche handelt, als eine strukturell eigengesetzliche, primär mündliche Realisierungsform von Gesamtdiskursen in die Diskurssemantik einbinden und hält man dabei gerade aufgrund dieser Eigengesetzlichkeit eine bloße Übertragung des textlinguistisch begründeten Ansatzes auf die Beschreibung interpersonaler Diskursrealisationen für ausgeschlossen, kommt man um eine solche Integration nicht herum.

An dieser Stelle scheint der Blick auf die angelsächsische Literatur zu den Ansätzen der ‚*discourse analysis*‘ nahezuliegen.<sup>12</sup> Tatsächlich geht man

12 ‚Angelsächsisch‘ bezieht sich dabei zunächst einmal auf die Publikationssprache. Zur ‚Diskursgemeinschaft‘ der ‚(critical) discourse analysis‘ (CDA) – die zumindest im Bereich der semantisch ausgerichteten Diskursanalyse von der auf deutsch publizierenden germanistischen Linguistik bis auf wenige Ausnahmen (vgl. z. B. Spitzmüller 2005b) noch wenig zur Kenntnis genommen wurde – gehören auch der Niederländer van Dijk und die Vielzahl von Linguisten und Linguistinnen, die seit Jahren in der ‚Wiener Schule‘ der kritischen Diskursanalyse um Wodak gearbeitet haben – und die ebenfalls eine Vielzahl ihrer Arbei-

hier wesentlich großzügiger mit der Reichweite des Diskursbegriffs um als dies in den so stark voneinander abgegrenzten germanistischen Teildisziplinen der Fall ist. So definiert etwa van Dijk, auf dessen viel rezipierten Einführungstext ‚The Study of Discourse‘ sich das Folgende exemplarisch vorwiegend stützen soll, den Anspruch der Diskursanalyse in größter Allgemeinheit mit dem Ziel, reale kommunikative Ereignisse danach zu untersuchen, „[...] *who* uses language, *how*, *why* and *when*“ (van Dijk 1997:2; Hervorhebungen im Original). Betont ist also die pragmatische Ausrichtung der Disziplin sowie ihr Interessenschwerpunkt auf der Berücksichtigung von Situation und Kontext. Diese Ausrichtung hat die mit vielen Formen der ‚discourse analysis‘ verwandte germanistische ‚funktionale Pragmatik‘ (vgl. grundlegend Ehlich/Rehbein 1986) zwar durchaus übernommen, den ebenfalls verwendeten Diskursbegriff dabei aber eben stets strikt gesprächsanalytisch gedeutet. In dieser Beschränkung wird er auch bei der Selbstcharakterisierung der gesprächslinguistischen germanistischen Diskursanalyse generell verstanden:

Die Diskursforschung hat sich – in mehreren Varianten und unter verschiedenen Bezeichnungen (Gesprächs-, Konversations-, Diskurs-, Dialog-, Kommunikationsanalyse/-forschung) – in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren als eigenständige Teildisziplin innerhalb der Sprachwissenschaft und der verstehenden Soziologie etabliert. (Brünner/Fiehler/Kindt 2002:8)

Bei van Dijk dagegen findet sich eine solche Beschränkung auf das Gespräch als Objekt nicht, vielmehr wird zunächst einmal ausdrücklich die Zuständigkeit für Text *und* Gespräch behauptet, ohne dass eine starke Konzentration auf die Analyse gesprochen sprachlicher Interaktion in der Forschungspraxis bestritten wird:

[...] language use is of course not limited to spoken language, but also involves written (oder printed) language, communication and interaction, as is the case when we read our daily newspaper, our textbooks, our mail (on paper or e-mail), or the myriad of different text types that have to do with our academic or other work. Although many discourse analysts specifically focus on spoken language or *talk*, it is therefor useful to include also written *texts* in the concept of discourse. There are many similarities between the ways people speak and write when using language to communicate their ideas, and the same is true for listening or reading to spoken and written discourse. (van Dijk 1997:2–3; Herv.i. Orig.)

---

ten auf Englisch publizieren (zur CDA allgemein vgl. Fairclough/Wodak 2000; Fairclough 2003; Blommaert 2005).

Terminologisch auffällig ist zunächst, dass van Dijk den Ausdruck ‚Diskurs‘ hier für das einzelne zu analysierende Kommunikationsereignis – die jeweilige ‚Diskursrealisation‘ – verwendet,<sup>13</sup> an anderer Stelle innerhalb der ‚discourse analysis‘ der gleiche Ausdruck jedoch auch für komplexere Kommunikationszusammenhänge gebraucht wird, was dem Sprachgebrauch der Diskurssemantik eher entspricht. Diese Ambiguität der Terminologie macht van Dijk selbst zum Thema (vgl. van Dijk 1997:3–4).<sup>14</sup> Interessanter für unseren Zusammenhang ist jedoch, dass sich hier die exakte Umkehrung des Musters wieder findet, das in der zuvor dargelegten textlinguistischen Position der germanistischen Diskurssemantik zum Ausdruck kam: Trotz der Tatsache, dass die ‚discourse analysis‘ forschungspraktisch vorwiegend auf die Face-to-face-Kommunikation und damit auf Gespräche als Prototyp interpersonalen Diskursrealisationen ausgerichtet ist, hält van Dijk deren Zuständigkeit für geschriebene (und dabei ausdrücklich auch für massenmediale Texte) keineswegs für eingeschränkt. Das Zitat begründet dies mit dem lapidaren Hinweis auf die ‚vielen Parallelen‘, die zwischen mündlichem und schriftlichem Sprachgebrauch unterstellt werden. Strukturelle Unterschiede dagegen werden, zumindest an dieser Stelle, nicht zum Thema gemacht.

An anderer Stelle, an der unterschiedliche Typen von diskursanalytischen Untersuchungen einander gegenüber gestellt werden, taucht das Thema nochmals auf, indem als wichtigste typologische Unterscheidung die genannt wird

[...] between studies of *text* and *talk*. Text analysis tends to deal more often with (abstract) structures of written discourse as a fixed object, whereas the study of talk rather focuses on more dynamic aspects of spontaneous interaction. The first will be more inspired by linguistics, and the latter rather by the social sciences. And yet, despite the vast difference of these approaches, they are both after *order*, *rules*, *regularities* in the detailed analysis of *structures* and *strategies* of text and talk. (van Dijk 1997:23; Herv.i. Orig.)

Auch hier wird erstaunlich schnell und wiederum auf der Ebene einer sehr allgemeinen Formel auf die Gemeinsamkeiten rekurriert und werden die

- 
- 13 Auch die germanistische funktionale Pragmatik bezeichnet einzelne Kommunikationsereignisse gelegentlich als „Diskurse“, allerdings nur solche, die mündlich realisiert sind (im Gegensatz zum dort gebrauchten Terminus „Text“ für schriftlich realisierte Kommunikationsereignisse – vgl. dazu u.a. Brünner/Graefen 1994).
  - 14 Auch bei Fairclough wird dieser terminologische Aspekt angesprochen, hier allerdings ausdrücklich positiv gewertet: „The terms *discourse* and *practice* have what we might call a ‚felicitous ambiguity‘: both can refer to either what people are doing on a particular occasion, or what people habitually do given a certain sort of occasion.“ (Fairclough 1989:28; Hervorhebungen im Original).

genannten Unterschiede beiseite geschoben. Noch erstaunlicher aber ist, dass die Unterschiede zwischen der diskursanalytischen Untersuchung von Gesprächen und der von Texten nicht etwa an der Struktur der verschiedenen Objekte als Kommunikationsereignisse festgemacht, sondern mit unterschiedlichen Forschungstraditionen begründet werden. Dies erkennt, dass Texte in der Tat Objekte, oder besser: *Produkte* sind, während Gespräche eben unverzichtbar dynamisch, oder besser: *Prozesse* sind. Selbstverständlich sind auch Texte immer situativ verankert – dies ist ein wesentlicher Einwand gegen eine völlige Identifizierung von Texten mit Diskurselementen (vgl. Heinemann 2005:29) – und damit Teil eines dynamischen Prozesses – dies wiederum ist ja der Grundgedanke der als unumgängliche Intertextualität verstandenen Diskursivität von Texten. Dennoch gilt, dass das Dynamisch-Prozesshafte im Falle geschriebener Texte eben primär *zwischen* den Texten stattfindet und ja gerade deshalb erst bei der Betrachtung ganzer Text- bzw. Äußerungsnetze sichtbar wird – eben auf der Ebene des Diskurses –, während Gespräche *in sich* prozesshaft sind und die Interaktivität immer substantieller Bestandteil ihrer Beschreibung ist. Eben dies hat die konversationsanalytisch inspirierte germanistische Gesprächslinguistik zur Grundlage ihres methodischen Ansatzes gemacht (vgl. grundlegend Kallmeyer/Schütze 1976; Deppermann 2005). Sie ist darin der Grenzverwischung, die sich in der vereinnahmenden Position der ‚discourse analysis‘, wie sie oben zitiert wurde, in der Präzision deutlich voraus. Wenn wir es bei interpersonalen Diskursrealisationen primär mit Gesprächen, bei massenmedialen Diskursrealisationen primär mit Texten zu tun haben, verstellt der Verzicht auf die strukturelle und methodische Unterscheidung von Texten und Gesprächen als Objekten der diskurssemantischen Untersuchungen auch den Blick auf den Erkenntniswert dieser Unterscheidung.

Obwohl also die ‚discourse analysis‘ ihre Methoden prototypisch immer anhand gesprächsanalytischer Fragestellungen und der entsprechenden Untersuchungsgegenstände entwickelt hat, hat sie einen für die Diskurssemantik bedeutsamen Vorzug: Sie hat das Feld des kollektiven Wissens als semantische Frage stets an zentraler Stelle zu ihrem Gegenstand gemacht. So unterscheidet etwa van Dijk im oben genannten Text drei Dimensionen, mit denen sich die ‚discourse analysis‘ beschäftigt:

(a) *language use*, (b) *the communication of beliefs* (cognition), and (c) *interaction* in social situations. [...] It is typically the task of discourse studies to provide integrated descriptions of these three main dimensions of discourse. (van Dijk 1997:2; Herv.i. Orig.)



Mit dem zweiten Punkt (b) ist genau jener semantische Aspekt angesprochen, der eine an kollektiven Wissenssystemen und ihrer Formation im sprachlichen Austausch interessierte Diskursanalyse beschäftigt.<sup>15</sup> In ihren Äußerungen, so ist hier wie dort unterstellt, drücken Sprecher unweigerlich Kategorien ihres Welt- und Alltagswissens aus. Auch deren Veränderung erfolgt stets über Äußerungen im Diskurs, und zwar – in diesem Punkt scheint die Verbindung der beiden Phänomene angebracht und geraten – sowohl in massenmedialen, öffentlichen und primär textbasierten Diskursrealisationen wie in interpersonal, nicht-öffentlichen und primär gesprächsbasierten Diskursrealisationen. Van Dijk beschreibt dieses Interesse an diskurssemantischen Phänomenen mehrfach ausdrücklich, wenngleich er dieses ‚kollektive Wissen‘ weniger auf der kollektiven Ebene als auf der seines Niederschlags in den kognitiven Strukturen der Individuen perspektiviert:

The choice of lexical items, the variation of style or the use of rhetorical devices [...] presupposes that language users express *opinions* or *ideologies*, and thus contribute to the construction of new ones or the modification of existing ones with their recipients. (van Dijk 1997:17; Herv. i. Orig.)

Dass sich dies ganz ausdrücklich nicht zuletzt auch auf das Thema des jeweiligen Diskurses erstreckt, wird an der folgenden Feststellung noch deutlicher:

During understanding language users thus gradually build not only a representation of the text and the context, but also representations – in so called mental *models* – of the events or actions the discourse is *about*. What we usually remember of text or talk, thus, is not so much their exact words, or even their meanings or actions, but rather such a model [...]. (van Dijk 1997:18; Herv. i. Orig.)

Unser Gegenstand, der Diskurs als Manifestation kollektiven Wissens, ist also ganz explizit Bestandteil der so konzipierten ‚discourse analysis‘. Ihr großer Vorzug, der sie so attraktiv für die Klärung der strukturellen Besonderheiten interpersonalen Diskursrealisationen im Rahmen der Diskurssemantik macht, ist der bei van Dijk angesprochene integrative Ansatz: Die Untersuchung sprachlicher Ausdrucksformen im Hinblick auf die mit ihnen verbundenen mentalen Repräsentationen erfolgt konsequent zusammen mit der Frage nach den Prozessen der Interaktion, in denen sie geäußert werden. Daran lässt sich anknüpfen bei der Beschreibung des

15 Auch der Terminus „cognition“ macht diesen Berührungspunkt deutlich – spätestens seitdem auch in der germanistischen Diskurssemantik verstärkt kognitivistische Ansätze wie die Frame-Theorie diskutiert werden (vgl. Busse und Ziem in diesem Band).

strukturellen Eigenwerts von interpersonalen Diskursrealisationen für die Diskurssemantik. Eben darauf zielt im übrigen bereits der terminologische Vorschlag, den Gegenbegriff zu ‚massenmedial‘ in unserem Zusammenhang eben nicht als ‚privat‘ zu bezeichnen, sondern als ‚interpersonal‘, worin sich die zentrale Bedeutung unmittelbarer Interaktivität zwischen aufeinander fokussierten Akteuren ausdrückt. Ein solcher Anschluss aber setzt eben andererseits voraus, dass man die Vereinnahmung von Texten in die Methodik einer letztlich primär am Gespräch orientierten Theorie nicht unkritisch übernimmt, sondern gerade die Unterschiede zwischen mündlichen und schriftlichen Realisierungsformen stark macht. Hier wiederum könnte die Germanistik mit ihrer disziplingeschichtlich begründeten strikt voneinander unabhängigen Entwicklung der Gesprächs- und der Textlinguistik vermutlich Wichtiges beitragen, wenn sie die so gewonnene doppelte Präzision kooperativ zu nutzen versteht.

Am Beispiel eines anderen Vertreters der ‚discourse analysis‘, Norman Fairclough, soll abschließend darauf hingewiesen werden, wohin die hier kritisierte Vereinnahmung methodisch führt. Auch bei Fairclough hat der Niederschlag mentaler Konzepte im Sprachgebrauch – darin eingeschlossen das, was wir als Diskurssemantik fassen würden – einen zentralen Stellenwert. Ihm geht es in einer der ‚Kritischen Diskursanalyse‘ im Sinne Jägers verwandten Weise darum, die Entstehung, Festigung und Veränderung von ‚Ideologien‘ im Sprachlichen aufzudecken. Dabei unterscheidet er zum einen explizit massenmediale Diskursrealisationen von interpersonalen Diskursrealisationen und begründet diese Unterscheidung im Wesentlichen im Sinne unserer Argumentation zum ersten Kriterium der Öffentlichkeit bzw. Nicht-Öffentlichkeit:

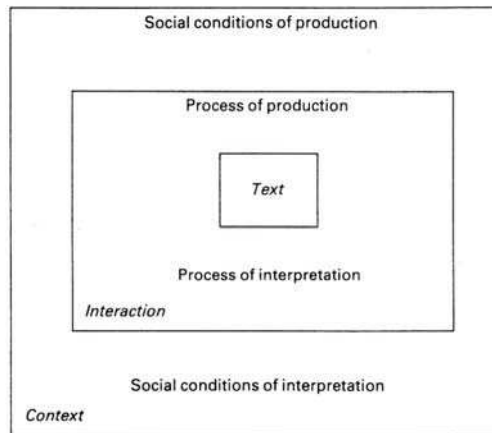
In face-to-face-discourse, producers design their contributions for the particular people they are interacting with [...]. But media discourse is designed for mass audiences, and there is no way that producers can even know who is in the audience, let alone adapt to its diverse sections. (Fairclough 1989:49)<sup>16</sup>

Während diese Unterscheidung sich also plausibel in die hier vorgeschlagene Struktursystematik einpasst, findet sich hinsichtlich des Status von

---

16 Die Art und Weise, wie Fairclough hier die spezifischen Bedingungen interpersonaler Diskursrealisationen (‚face-to-face-discourses‘) beschreibt, lässt auch deutlich werden, warum in unserem Zusammenhang etwa Talkshow-Beiträge von Politikern eindeutig zu den massenmedialen Diskursrealisationen zu rechnen sind: Diese sind in ihrem sprachlichen Format und hinsichtlich ihrer kommunikativen Strategien eben nicht im Hinblick auf diejenigen gestaltet, mit denen der jeweilige Sprecher (scheinbar) interagiert – sondern im Hinblick auf das anonyme Fernsehpublikum – und werden von den unmittelbaren Interaktionspartnern auch entsprechend aufgefasst.

Text und Gespräch auch bei Fairclough – der in seinen empirischen Arbeiten tatsächlich Texte und Gespräche gleichermaßen analysiert – eine unpräzise Begrifflichkeit. So schlägt er mit dem folgenden Schaubild eine eigene terminologische Systematik vor:



**Abb. 2:** Schema zum Verhältnis von Kontext, Interaktion und Text nach Fairclough (1989:24)

Fairclough erläutert das im Schaubild Dargestellte so:

What I am suggesting [...] is that these social conditions [der Äußerungsproduktion und -interpretation; Anm. K.S.R.] shape the MR (i.e. „members‘ resources‘ which people have in their heads) people bring to production and interpretation, which in turn shape the way in which texts are produced and interpreted. (Fairclough 1989:24–25)

So deutlich auch hier wieder wird, dass das Thema der Diskurssemantik durchaus Gegenstand der ‚discourse analysis‘ ist, so unübersehbar wird gleichzeitig, wie unpräzise sämtliche Interaktionsformen, alle Formen von Äußerungsproduktion und -rezeption mit dem Terminus ‚Text‘ bezeichnet und damit auch undifferenziert als *Produkte* aufgefasst werden. Gerade aufgrund der expliziten Einbettung seiner Beschreibungsgegenstände in die Ebene der Interaktion verwundert dies. Noch einmal: Texte müssen aufgefasst werden als Produkte, die in übergeordnete situationsentbundene Interaktionsformen – eben: Diskurse – eingebunden sind. Für sie mag das Fairclough’sche Schaubild zutreffend sein. In Gesprächen als der prototypischen Manifestationsform interpersonalen Diskursrealisationen aber

ist nichts jenseits des Interaktionsprozesses. Gespräche *sind* Interaktion. Eben darauf soll auch der Terminus ‚interpersonale Diskursrealisationen‘ hinweisen: auf die Tatsache, dass anders als im Falle massenmedialer Diskursrealisationen hier stets sich gegenseitig als handelnde Subjekte wahrnehmende Personen miteinander interagieren und jede Äußerung von den Beteiligten auf eben diese Subjekte und die Konstellation zwischen ihnen bezogen sein wird.

### 2.3 Zusammenfassung

Mit ‚interpersonalen Diskursrealisationen‘ sollen also im Gegensatz zu massenmedialen solche Diskursbeiträge bezeichnet werden, die durch die Strukturmerkmale der Nicht-Öffentlichkeit im Sinne der (von den Beteiligten unterstellten) Kontrollierbarkeit des Rezipientenkreises einerseits gekennzeichnet sind und durch die prototypische Realisierungsform des (Face-to-face-)Gesprächs andererseits. Nimmt man das erste Kriterium der Nicht-Öffentlichkeit konsequent ernst, erweist sich ein vages Konzept wie ‚Alltag‘ als verzichtbar. Aus der systematischen Annahme aber, dass sich interpersonale Diskursrealisationen in erster Linie in Form von Gesprächen manifestieren, muss eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Frage folgen, was mit den diskursiven Formationen des kollektiven Wissens geschieht, wenn dieses unter den Bedingungen der nicht-öffentlichen Interaktion im Gespräch zur Äußerung kommt. Auch in Texten sind die Äußerungen, die Teil eines Diskurses sind, in eine Situation eingebettet, im Gespräch aber ist diese Situation, der Kontext, der im Gespräch selbst immer wieder neu geschaffen wird, den Beteiligten deutlich präsenter. Es wäre durchaus denkbar, dass auf diese Weise die beiden herausgearbeiteten Kennzeichen interpersonaler Diskursrealisationen sogar gewissermaßen einander entgegen wirken: Während die Eigenschaft der Nicht-Öffentlichkeit die Zahl der Selektionsregeln, dasjenige also, das von den Vorstellungen ‚in den Köpfen‘ der Diskursteilnehmer geäußert werden ‚darf‘, tendenziell reduziert, wird die Rücksicht auf die verschiedenen Interaktionsebenen, die im Gespräch mit dem Gegenüber auszuhandeln sind, diese vermutlich eher wieder erhöhen. Um solche Zusammenhänge sichtbar zu machen, wird letztlich die Verbindung des integrativ auf Kognition und Interaktion ausgerichteten Ansatzes der ‚discourse analysis‘ mit der strukturellen Präzision der in der Germanistik von einander unabhängig entwickelten Methoden der Text- und der Gesprächslinguistik nötig sein.<sup>17</sup>

17 Wenn hier explizit für einen methodischen Bezug auf die ‚discourse analysis‘ mit ihrer ausgeprägten text&talk-Perspektive plädiert wird, heißt dies natürlich auf der anderen Seite keineswegs, dass nicht auch die germanistische Gesprächsanalyse reichlich Anschlussmöglichkeiten für die Diskurssemantik bietet. Auch sie hat in den letzten Jahren verstärkt se-

### 3. Ein Beispiel als Ausblick

Es kann an dieser Stelle nicht im Einzelnen dargelegt werden, welche operativ-methodischen Konsequenzen die Einsicht haben muss, dass auch interpersonale Diskursrealisationen zur Gesamtmenge der relevanten Einheiten eines Diskurses im Sinne eines Äußerungsformats kollektiven Wissens gehören. Hierzu wäre eine systematische und umfassende Auseinandersetzung der linguistischen Diskurssemantik mit den einschlägigen Methoden der Gesprächs- und Interaktionslinguistik nötig, die an anderer Stelle geleistet werden soll. Am Beispiel einer Aussage zum Diskurs über Ostdeutschland, die sich als interpersonale Diskursrealisation manifestiert, soll aber abschließend zumindest das Spektrum an Zugriffsmöglichkeiten angedeutet werden, das sich hier ergibt.

Das Beispiel stammt aus einem Rundengespräch, das, auf Einladung des Verfassers, jedoch lediglich zurückhaltend moderiert und gelenkt in erster Linie durch ‚stumme Impulse‘ aus dem Medienkontext (wie Zeitungsschlagzeilen, Titelbilder u. ä.) von vier Studentinnen einer westdeutschen Hochschule geführt wurde.<sup>18</sup> Im Zuge dieses Gesprächs kommt es zu einer Sequenz über die Frage, ob es Merkmale gibt, an denen man Ost- und Westdeutsche sicher unterscheiden kann, und spezieller auch dazu, ob es diesbezüglich grundsätzliche Unterschiede zwischen dem ehemaligen

---

mentische Aspekte in den Blick genommen (vgl. u.a. Deppermann/Spranz-Fogasy 2002; Deppermann 2007), dabei jedoch in aller Regel Bedeutungskonstitution als einen ausschließlich spontan in der jeweiligen Situation erfolgenden und durch die Handlungen der Gesprächsteilnehmer gesteuerten Vorgang aufgefasst und beschrieben. Allerdings findet sich etwa in Heiko Hausendorfs einschlägiger interaktionslinguistischer Arbeit zur Semantik der Zugehörigkeit bereits ein expliziter Hinweis auf die Notwendigkeit, bei der Beschreibung beispielsweise von ‚Schlüsselwörtern‘, die in interpersonalen Interaktionsverläufen eine Rolle spielen, die anwesenheitsübergreifenden Ergebnisse der Diskurssemantik (hier u.a. konkret der Diskursgeschichtsforschung der ‚Düsseldorfer Schule‘) einzubeziehen (vgl. Hausendorf 2000:512–513).

- 18 Die Beteiligten (alle ungefähr 20 Jahre alt) waren über das Thema des Gesprächs (das im Sommer 2006 stattfand) im Vorfeld nicht konkret informiert worden. Allerdings wurde vom Moderator in einer frühen Phase des Gesprächs bereits darauf hingewiesen, dass zwei der Studentinnen in Westdeutschland sozialisiert wurden und bislang ausschließlich dort gelebt haben (im Transkript „West 1“ und „West 2“), eine weitere in Ostdeutschland aufgewachsen ist und erst zum Studium in den Westen gezogen war (im Transkript „Ost“) und die vierte Studentin bis ins Kindergartenalter in Ostdeutschland gelebt hatte und dann – kurz vor dem Mauerfall – mit den Eltern nach Westdeutschland übersiedelt war, wo sie in der Folge maßgeblich sozialisiert wurde (im Transkript „Ost/West“) – wobei die jeweiligen Herkunftskategorisierungen durch die Gesprächsteilnehmerinnen selbst so eingeführt und im Gespräch selbst immer wieder relevant gesetzt werden. Daraus und aus dem Verlauf des Gesprächs und den angebotenen Impulsen konnten die vier Sprecherinnen natürlich relativ schnell selbst den thematischen Kern des Gesprächs (das jedoch recht offen gehalten blieb und so immer wieder auch andere Themenfelder berührte) erschließen.

Bundeskanzler Gerhard Schröder und der zum Zeitpunkt des Gesprächs amtierenden Bundeskanzlerin Angela Merkel gibt. In diesem Kontext steht die folgende Passage. Im Spektrum der folgenden Überlegungen im Zusammenhang mit diesem Beitrag steht dabei die fettgedruckte, in mehrere Turns aufgespaltete Aussage, mit der eine der Gesprächsteilnehmerinnen nach einer kurzen Pause einen neuen Aspekt einführt, der bis dahin keine Rolle spielte:

Beispiel: Merckels Frisur<sup>19</sup>

West 2: **also (-) des hört sich jetzt vielleicht  
blöd an aba ICH hätts vielleicht auch am  
äußeren so (.) bissel(.)**  
Ost: was?  
West 2: **ja also ich [find ma erkennt manche also  
jetzt bei euch net]**  
Ost/West: [he=s gibt auch hässliche westdeutsche  
(lacht)]  
(allgemeines Lachen)  
West 2: <lachend **des erkennt man so schon**> bei  
euch net aba **jetzt  
grad so in in ÄLteren**  
Ost: (räuspert sich)  
West 2: **generationen (.) find ich (.) sieht man  
des schon ab und zu**  
West 1: woran (...)  
West 2: **(.) allein an  
der frisUR (lachen) wird man bei UNS da  
wird man den frisÖR verklagn**  
Ost/West: die macht doch  
der WALZ der starfrisör  
un der macht die von den  
West 2: ja (lacht)  
Ost/west: ganzen prominenten  
West 2: aba wahrscheinlich **also DIE  
is ja FURCHTbar**  
(allgemeines Lachen)  
West 2: und des isch dann wahrscheinlich erst die  
vom WALZ also  
[...]

Thematischer und gesprächsorganisatorischer Kern dieser Passage ist die Aussage der Sprecherin „West 2“, die man paraphrasieren könnte mit „Zumindest ältere Ostdeutsche kann man aufgrund ihres Aussehens von Westdeutschen unterscheiden“ und die argumentativ gestützt wird durch das Beispiel der Frisur von Bundeskanzlerin Angela Merkel. Diese Aussage selbst wäre durchaus auch als massenmediale Diskursrealisation denkbar, und zwar sowohl als affirmative Behauptung als auch im Sinne

19 Die Transkription orientiert sich an den Konventionen des ‚Basistranskripts‘ nach GAT (Selting/Auer/Barden u.a 1998): „‘“ = Mikropause; „‘“ = kurze Pause; „=“ = Verschleifung; „[...]“ = überlappendes Sprechen; „(...)“ = Auslassung von Unverständlichem; „<sup>2</sup>“ = steigende Intonation; „ÄLTeren“ = deutliche Silbenbetonung.

einer ironischen oder satirischen Zuspitzung. Es gibt von daher also keinen Grund, diese interpersonale Diskursrealisation nicht als Element eines wie auch immer in seinen Grenzen zu definierenden Gesamtdiskurses über Ostdeutschland zu betrachten. Mehr noch: Der Verlauf dieser Sequenz selbst macht deutlich, dass es diesen Zusammenhang zu massenmedialen Diskursrealisationen gibt: Sprecherin „West 2“ greift, als ihre Aussage von der Sprecherin „Ost/West“ humorvoll in Frage gestellt wird (*he=s gibt auch hässliche westdeutsche*) und auch Sprecherin „West 1“ nachhakt (*woran*), als argumentative Stütze und Erläuterung auf ein Beispiel zurück, das seit vielen Jahren festes Element massenmedialer Diskurse über die prominente Ostdeutsche Angela Merkel ist: die Diskussion über deren Frisur nämlich.<sup>20</sup> Dieser Hinweis auf massenmedial realisierte Diskursstränge wird auch von ihren Interaktionspartnerinnen so aufgefasst, indem die Sprecherin „Ost/West“ auf diesen Hinweis mit weiteren Beständen kollektiven Wissens reagiert, die die Sprecherinnen ebenfalls nur vermittelt über Massenmedien erworben haben können (nämlich die zur Zuständigkeit eines prominenten ‚Starfriseurs‘ für die Frisur der Bundeskanzlerin). Es ist nun bezeichnenderweise gerade dieser Bezug auf die Ebene massenmedialer Diskursrealisationen, der dem Interaktionsgeschehen selbst eine Wendung gibt und die im Raum stehende Bedrohung des ‚Face‘ der Gesprächspartnerinnen auflöst (durch den die Sequenz abschließenden Scherz, dass die ‚furchtbare‘ Frisur vermutlich gerade die vom westdeutschen Friseur verantwortete sei). Die Leistung dieses Ebenenwechsels scheint also gerade in der Entpersonalisierung der Aussage zu bestehen, um die sich die Sprecherin „West 2“ ja bereits zu Beginn ihrer Formulierung bemüht (*also jetzt bei euch net; bei euch net aba jetzt grad so in in ÄLTeren generationen*). Gerade daraus, dass sich die Sprecherin von Anfang an bewusst ist, dass die von ihr geplante Aussage im Hinblick auf die konkrete Interaktion im Gespräch und das heißt vor allen Dingen im Hinblick auf ihre als handelnde Subjekte wahrgenommenen Interaktionspartnerinnen gewissermaßen abzufedern und in ihrer aktuellen Relevanz

20 Hier ließen sich im Übrigen auch genderlinguistisch spannende Vergleiche innerhalb der massenmedial realisierten Diskurse über das Aussehen von amtierenden Bundeskanzler(inne)n anstellen: So wurde in den Massenmedien zur Regierungszeit Gerhard Schröders eine Zeit lang die Frage verhandelt, ob sich dieser die Haare färbe oder nicht (also im Kern die Frage nach dem in Hinblick auf das Amt zulässigen Maß an männlicher Eitelkeit), während eben die Diskussion um die vermeintlich unvorteilhafte Frisur Angela Merkels im Gegensatz dazu gerade auf ein ihr als Frau offenbar vorzuwerfendes geringes Maß an weiblicher Eitelkeit zielt. Auch solche Aspekte sind im Kontext einer interpersonalen Diskursrealisation wie der hier angeführten – bei der es ja um einen Vergleich zwischen Gerhard Schröder und Angela Merkel (nun aber nicht als ‚Mann‘ vs. ‚Frau‘, sondern als ‚Westdeutscher‘ vs. ‚Ostdeutsche‘) geht – ohne Frage im Hintergrund relevant.

ausdrücklich einzuschränken ist, lässt sich berechtigterweise die Frage ableiten, ob nicht die gesamte Aussage Ausdruck kollektiver, massenmedial vermittelter und damit entpersonalisierter Wissensbestände ist. Darauf scheint jedenfalls die explizite Situationsentbindung, mit der die Sprecherin die Befreiung von den Interaktionsbedingungen der Anwesenheit (im Sinne Heiko Hausendorfs) zu bewirken versucht, hinzuweisen. Zumindest scheint sich hier die Vermutung zu bestätigen, dass die Formatierung von Äußerungen in interpersonalen Diskursrealisationen zwei gegenläufigen Tendenzen hinsichtlich der Zahl der Selektionsregeln des Sagbaren unterworfen ist: Einerseits ‚traut‘ sich die Sprecherin ‚West 2‘ etwas zu äußern, was sich *„vielleicht blöd“* anhört (sie also im Rahmen größerer, gar massenmedialer Öffentlichkeit vermutlich nicht äußern würde), andererseits macht diese Äußerung aufgrund der Gefährdungen auf der Beziehungsebene (die es nur in unmittelbarer Interaktion zwischen sich gegenseitig als Subjekte wahrnehmenden Personen gibt) die genannten Strategien der Abschwächung notwendig (*„ältere Generationen; bei euch net“*).

Für eine diskurssemantische Analyse würden sich damit unter anderem die folgenden Untersuchungsfragen stellen: In welcher Weise (wie frequent, in welchen Medien, in welchen Argumentationszusammenhängen und sprachlichen Formaten) ist das vermeintlich auffällige (weniger modische) Äußere von Ostdeutschen in massenmedial realisierten Diskursen Thema (gewesen),<sup>21</sup> in welcher die Frisur Angela Merkels? Findet sich bei der systematischen Analyse von Korpora massenmedialer Diskursrealisationen der in dieser Gesprächssequenz vorliegende Argumentationszusammenhang zwischen den beiden Themen? Spielt bei der Tatsache, dass für die Frisur der (ostdeutschen) Bundeskanzlerin ein westdeutscher Prominentenfriseur verantwortlich ist, diese unterschiedliche Herkunft der beiden Personen auch in massenmedialen Diskursrealisationen dieselbe Rolle, die dieser Tatsache in der Gesprächssequenz zumindest implizit zugeschrieben wird? Erfolgt die Thematisierung des Frisuren-Topos im Zusammenhang mit Angela Merkel in massenmedialen Diskursrealisationen überhaupt im Kontext der Kategorien ‚Ost‘ vs. ‚West‘ (oder eher im Hinblick auf den Gegensatz Politiker vs. Politikerin beziehungsweise im Zusammenhang mit dem allgemeinen Versuch der Abqualifizierung der

---

21 Hier wäre zum Beispiel vorstellbar, dass es diachrone Verzögerungseffekte gibt, bei denen solche Aussageformate, die zeitweise auch in Massenmedien frequent sind, sich in interpersonalen Diskursrealisationen auch dann noch finden, wenn sie in massenmedialen Diskursrealisationen bereits durch andere ersetzt wurden. (So erscheint etwa intuitiv die Aussage, dass Ostdeutsche äußerlich unmoderner seien als Westdeutsche, ein in den Massenmedien eher für die frühen 1990er-Jahre typischer Topos zu sein, während das hier angeführte Gespräch im Jahr 2006 stattfand.)



Bundeskanzlerin)? Diese Reihe möglicher Forschungsfragen, die sich freilich noch deutlich weiterführen ließe, macht deutlich, dass der Versuch, interpersonale Diskursrealisationen in die diskurssemantische Forschung einzubeziehen, keineswegs darauf zielt, die Bedeutung des massenmedial realisierten Diskursbereichs in Frage zu stellen. Dies wäre aus theoretischen Gründen nicht plausibel, eben weil die Multiplikatorenfunktion der Massenmedien diesen natürlich ein anderes Gewicht einräumt als es die *einzelne* interpersonale Diskursrealisation besitzt. Es wäre aber natürlich auch forschungspraktisch nicht zu halten, eben weil die Erstellung ähnlich repräsentativer Korpora, wie sie im Falle der Massenmedien erstellt werden können, für die interpersonalen Diskursrealisationen nie vorliegen werden. Die hier exemplarisch und zudem am Beispiel einer relativ eindeutigen und überschaubaren Aussage formulierten Forschungsfragen lassen jedoch auch erkennen, dass diese Gleichrangigkeit methodisch vermutlich auch gar nicht erforderlich ist: Interpersonale Diskursrealisationen wie die hier angeführte Aussage der Sprecherin „West 2“ können helfen, gezielt Fragen wie die vorgeschlagenen an die Analyse massenmedialer Diskursrealisationen zu stellen, die dann voraussichtlich Hinweise darauf erbringen, dass Aussagen aus dem Bereich der Massenmedien eben keineswegs zwangsläufig „eins zu eins“ als kollektives Wissen „in die Köpfe“ der Mitglieder einer Diskursgemeinschaft eingehen, sondern von diesen auf sehr komplexe und sehr flexible Weise immer wieder aufs Neue *verarbeitet* und *bearbeitet* werden. Um diese methodische Funktion zu erfüllen, sind einige wenige interpersonale Belege ausreichend, da diese stets einen wichtigen strukturellen Vorteil aufweisen: Das Interaktionsgeschehen selbst erbringt den Beweis, ob auch andere Mitglieder der Diskursgemeinschaft, nämlich die an der Interaktion unmittelbar beteiligten, eine Aussage und ihr sprachliches Format verstehen bzw. zu verstehen glauben und damit eben auch den, ob es sich bei diesen um Elemente des kollektiv geteilten, ‚verstehensrelevanten‘ Wissens (vgl. Busse in diesem Band) handelt. Ein rein quantitativer Frequenzbeweis wird von daher in der Regel verzichtbar sein.

Jedenfalls ist keineswegs eine vollständige gesprächslinguistische Analyse der hier exemplarisch zitierten Sequenz erforderlich, um zu erkennen, dass für in interpersonaler Diskursrealisation geäußerte Aussagen auf der einen Seite gilt, dass ihre Interdependenz zu anderen Diskursaussagen viel unmittelbarer Einfluss nimmt auf ihr Ausdrucksformat als dies im Falle der im Vergleich dazu eher abstrakten Intertextualität massenmedialer Aussagen der Fall ist, dass sie aber auf der anderen Seite in einem ganz engen Wechselverhältnis zu eben diesen massenmedialen Diskursrealisationen stehen, die sie in die Interaktion aufnehmen und dabei im Sinne

eines kollektiven Wissensbestands bestätigen, aber auch in ganz spezifischer Weise mit Bedeutung versehen. Macht man sich bewusst, in welchem Maße jedes Mitglied einer Diskursgemeinschaft tagtäglich solchen interpersonellen Verarbeitungen massenmedialer Diskursbeiträge zu allen denkbaren thematischen Diskursen ausgesetzt ist und selbst an diesen mitwirkt, kann auch nicht in Frage stehen, dass hierbei wiederum auch Rückkoppelungseffekte anzunehmen sind, mit denen der Bereich interpersoneller Diskursrealisationen auf das in den Massenmedien vermittelte kollektive Diskurswissen zurückwirkt. Dieses Verhältnis systematisch zu erfassen und in der Folge das Potenzial der Beschreibung interpersoneller Diskursrealisationen für die Diskurssemantik zu nutzen, bleibt eine methodische und forschungspraktische Herausforderung. Es kann dabei weder darum gehen, die bestehende gesprächslinguistische Semantikforschung neu zu erfinden, noch darum, die Gesprächslinguistik als Ganzes unter das Etikett der Diskurssemantik zu vereinnahmen. Umgekehrt aber dürfen einmal gezogene Disziplinengrenzen der Nutzbarmachung relevanter Forschungsansätze aus anderen Bereichen dort nicht im Wege stehen, wo diese den eigenen Gegenstand unübersehbar berühren.

#### 4. Literatur

- Auer, Peter/Hausendorf, Heiko (2000): Kommunikation in gesellschaftlichen Umbruchsituationen: mikroanalytische Aspekte des sprachlichen und gesellschaftlichen Wandels in den Neuen Bundesländern. Tübingen.
- Blommaert, Jan (2005): Discourse. A critical introduction. Cambridge.
- Brünner, Gisela/Fiehler, Reinhard/Kindt, Walther (2002): Einführung in die Bände. In: Dies. (Hgg.): Angewandte Diskursanalyse. Band 1: Grundlagen und Beispielanalysen. Opladen, 7–15.
- Brünner, Gisela/Graefen, Gabriele (Hgg.) (1994): Texte und Diskurse: Methoden und Forschungsergebnisse der funktionalen Pragmatik. Opladen.
- Busse, Dietrich (1987): Historische Semantik: Analyse eines Programms. Stuttgart.
- Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (1994) (Hgg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen.
- Deppermann, Arnulf (2005): Gespräche analysieren: eine Einführung. 4. Aufl. Wiesbaden.
- Deppermann, Arnulf (2007): Grammatik und Semantik aus gesprächsanalytischer Sicht. Berlin/New York.
- Deppermann, Arnulf/Spranz-Fogasy, Thomas (Hgg.) (2002): Be-deuten: wie Bedeutung im Gespräch entsteht. Tübingen (Stauffenburg-Linguistik 27).

- Ehlich, Konrad* (Hg.) (1994): Diskursanalyse in Europa. Frankfurt/Main.
- Ehlich, Konrad/Rebhein, Jochen* (1986): Muster und Institution. Tübingen.
- Fairclough, Norman* (1989): Language and Power. London/New York.
- Fairclough, Norman* (2003): Analysing Discourse. Textual analysis for social research. Oxon.
- Fairclough, Norman/Wodak, Ruth* (2000): Critical Discourse Analysis. In: *Teun A. van Dijk* (Hg.): Discourse as Social Interaction. Discourse Studies: A Multidisciplinary Introduction. Bd. 2. London, 258–284.
- Fraas, Claudia/Steyer, Kathrin* (1992): Sprache der Wende – Wende der Sprache? Beharrungsvermögen und Dynamik von Strukturen im öffentlichen Sprachgebrauch. In: Deutsche Sprache 20, H. 2, 172–184.
- Girnth, Heiko* (1996): Texte im politischen Diskurs. Ein Vorschlag zur diskursorientierten Beschreibung von Textsorten. In: Muttersprache 2, 66–80.
- Hausendorf, Heiko* (2000): Zugehörigkeit durch Sprache: eine linguistische Studie am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung. Tübingen.
- Heinemann, Wolfgang* (2005): Textlinguistik versus Diskurslinguistik? In: *Mariola Wierzbicka/Malgorzate Sieradzka/Jaromin Homa* (Hgg.): Moderne deutsche Texte. Beiträge der internationalen Germanistenkonferenz Rzeszow 2004. Frankfurt am Main, 17–30.
- Heinemann, Wolfgang/Viehweger, Dieter* (1991): Textlinguistik. Eine Einführung. Tübingen.
- Hermanns, Fritz* (1995): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. In: *Andreas Gardt/Klaus Matthaeier/Oskar Reichmann* (Hgg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Tübingen, 69–101.
- Holly, Werner/Püschel, Ulrich/Bergmann, Jörg* (Hgg.) (2001): Der sprechende Zuschauer: wie wir uns Fernsehen kommunikativ aneignen. Wiesbaden.
- Jäger, Siegfried* (1993): BrandSätze: Rassismus im Alltag. 3. gegenüber der 2., durchges. Aufl. unveränd. Aufl. Duisburg.
- Jäger, Siegfried* (2004): Kritische Diskursanalyse: eine Einführung. 4. unveränd. Aufl. Münster.
- Kallmeyer, Werner/Schütze, Fritz* (1976): Konversationsanalyse. In: Studium Linguistik 1, 1–28.
- Klapper, Joseph T.* (1984): The Effectivness of Mass Communication. In: *Doris A. Graber* (Hg.): Media Power in Politics. Washington, 23–35.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf* (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, 15–43.
- Lazersfeld, Paul L./Berelson, Bernard/Gaudet, H.* (1944): The Peoples Choice. How the Voter makes up his mind in a Presidential Campaign. New York.
- Link, Jürgen* (2006): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 3. Aufl. Göttingen.

- Maletzke, Gerhard* (1963): Psychologie der Massenkommunikation: Theorie und Systematik. Hamburg.
- Reiber, Ruth* (2004): „Sozialistisch arbeiten, lernen und leben“. Alltagssprache in der DDR. In: *Ruth Reiber/Antje Baumann* (Hgg.): Vorwärts und nichts vergessen. Sprache in der DDR: Was war, was ist, was bleibt. Berlin, 159–169.
- Roth, Kersten Sven* (2002): „Man nimmt Sprache immer nur dann wahr, wenn man ein Problem hat ...“. Thesen zum Sprachbewusstsein von Politikern. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 30/1, 73–99.
- Roth, Kersten Sven* (2004): Wie man über ‚den Osten‘ spricht – Die ‚Neuen Länder‘ im bundesdeutschen Diskurs. In: *German as a foreign language* 2, 15–39.
- Roth, Kersten Sven* (2006): Diskurslinguistische Zugänge zu den sprachlichen Verhältnissen zwischen Ost und West – zur aktuellen Relevanz eines alten Themas. In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 45, 107–120.
- Roth, Kersten Sven* (2008): Der Westen als ‚Normal Null‘. Zur Diskurssemantik von ‚ostdeutsch\*‘ und ‚westdeutsch\*‘. In: *Kersten Sven Roth/Markus Wienen* (Hgg.): Diskursmauern. Aktuelle Aspekte der sprachlichen Verhältnisse zwischen Ost und West. Bremen.
- Roth, Kersten Sven* (im Druck): Diskurswissen – Aspekte seiner Typologie am Beispiel des Diskurses über Ostdeutschland. In: *Gerd Antos/Thilo Weber* (Hgg.): Typen von Wissen – ihre begriffliche Unterscheidung und Ausprägungen in der Praxis des Wissenstransfers. Frankfurt/Main.
- Schiewe, Jürgen* (2004): Öffentlichkeit. Entstehung und Wandel in Deutschland. Paderborn.
- Selling, Margret/Auer, Peter/Barden, Birgit et al.* (1998): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT). In: *Linguistische Berichte* 173, 91–122.
- Spitzmüller, Jürgen* (2005a): Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption. Berlin/New York.
- Spitzmüller, Jürgen* (2005b): Das Eigene, das Fremde und das Unbehagen an der Sprachkultur. Überlegungen zur Dynamik sprachideologischer Diskurse. In: *Ap-tum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 3, 248–261.
- van Dijk, Teun A.* (1997): The Study of Discourse. In: *Ders.* (Hg.): Discourse as Structure and Process. Discourse Studies: A Multidisciplinary Introduction. Vol. 1. London, 1–34.
- Warnke, Ingo* (2002a): Adieu Text – bienvenue Diskurs? Über Sinn und Zweck einer poststrukturalistischen Entgrenzung des Textbegriffs. In: *Ulla Fix/Kirsten Adamzik/Gerd Antos et al.* (Hgg.): Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Frankfurt am Main, 125–141.
- Warnke, Ingo* (2002b): Texte in Texten – Poststrukturalistischer Diskursbegriff und Textlinguistik. In: *Kirsten Adamzik* (Hg.): Texte, Diskurse, Interaktionsrollen. Analysen zur Kommunikation im öffentlichen Raum. Tübingen, 1–17.
- Warnke, Ingo* (2004): Diskurslinguistik als Kulturwissenschaft. In: *Walter Erhardt* (Hg.): Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung? Stuttgart/Weimar, 308–324.

*Warnke, Ingo* (2007) (Hg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin/New York.

*Wichter, Sigurd* (1999): Gespräch, Diskurs und Stereotypie. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 27, 261–284.

## **IV. Ideologie und Macht**

